Alt-
und
Neu-Wien.

Beiträge
zur
Beförderung lokaler Interessen
für
Zeit, Leben, Kunst und Sitte.

(In zwanglosen Lieferungen.)

Herausgegeben
von
Heinrich Adami.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Alt- und Neu-Wien.



zur

Beförderung lokaler Interessen

für

Zeit, Leben, Kunst und Sitte.

(In zwanglosen Lieferungen.)

Herausgegeben

von

Heinrich Adami.

Erstes Bändchen.

Wien, 1841.

Verlag und Druck von Anton Mausberger.

Leipzig, in Commission bei Heinrich Hunger.

Inhalt
des ersten Bändchens.



Vorwort.

Es ist meine Absicht, durch die Herausgabe von »Alt- und Neu-Wien« eine Schrift zu gründen, welche sich ausschließend mit den Interessen der Stadt Wien beschäftigen, und die sie berührenden Ereignisse der Vergangenheit und Gegenwart in ihren Wechselbeziehungen schildern soll. Sie soll zum Organe dienen für alle wichtigeren Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens, und denselben eine offene und parteilose Darstellung widmen. In ihren Mittheilungen soll Ernstes und Heiteres mannigfaltig wechseln. Schilderungen unserer geselligen und Kunstzustände, unserer industriellen Fortschritte, unserer öffentlichen Institute und gemeinnützigen Anstalten, Historisches, Sta-

tistisches, Bilder aus Zeit und Leben, Biografien unserer heimischen Dichter, Gelehrten und Künstler, Theater- und Musikwesen vom ästhetischen Standpunkte aus, wichtige Tagesereignisse, Scenen aus dem Volksleben, Sittengemälde, Charakterskizzen einzelner Stände, und noch vieles Andere, was sich im Einzelnen nicht gleich so herzälen läßt, — werden den Inhalt dieser Schrift bilden, welche, ohne sich an einen bestimmten Zeitpunkt des Erscheinens zu binden, von Zeit zu Zeit, je nach Vorrath des Stoffes, in einzelnen Lieferungen oder Heften von sechs bis sieben Druckbogen in die Oeffentlichkeit treten soll. Ich mache es einzig und allein von der größeren oder geringeren Theilnahme des verehrten Publikums abhängig, wie viele Fortsetzungen diesem ersten Hefte noch folgen sollen.

Was ich bringe, soll stets mit Umsicht und Sorgfalt ausgewählt sein, dem Bedürfnisse der Gegenwart so viel als möglich zu entsprechen, und eben sowol den-



jenigen, welche sich durch Aufsätze heiteren Inhalts unterhalten, als jenen, welche sich über Gemeinnütziges, Historisches u. s. w. belehren oder wieder daran erinnert sein wollen, zu genügen suchen. Ich fürchte nur, daß ich mit dem besten Willen nicht im Stande sein werde, die mir vorschwebende höhere Tendenz eines solchen Werkes vollständig durchzuführen, wenn ich nicht in meinem Unternehmen durch andere Schriftsteller unterstützt werde. Von Einzelnen kann ich bereits in diesem ersten Hefte Einiges bieten; mehr noch wurde mir versprochen, und ich ergreife zugleich, bei der durch meine Berufsgeschäfte und übrigen literarischen Arbeiten mir so karg zugemessenen Zeit, die es mir füglich nicht gestattet, mich an jeden einzelnen meiner literarischen Freunde zu wenden, diesen Anlaß, sie gleich mit diesen Zeilen zur freundlich geneigten Theilnahme an diesem Unternehmen einzuladen.

Der Anfang wolle indessen als ein schüchterner Versuch betrachtet werden, der gar sehr der Nachsicht

des Lesers bedarf, welcher ich ihn auch hiemit mit all der väterlichen Angst und Sorgfalt empfehle, die wir Schriftsteller so gerne für unsere eigenen und für die, unter demselben Dache wohnenden Kinder unserer Freunde in Anspruch nehmen.

Wien, im Jänner 1841.

Der Herausgeber.



Wien
in den Jahren 41.

41.

Wien, ein kleines Fischerdörfchen, von den Winden (Wendonen) erbaut, daher Windenwohnung, Vindobona. Ein fester Lagerplatz (castra stativa) der Römer, in welchem die zehnte, und später die dreizehnte Legion (Fabianische Cohorte) als Besatzung lagen. Die Donau, der Grenzstrom des römischen Weltreichs gegen Norden. Name des Landes: Noricum.

141.

Fortdauer der römischen Oberherrschaft. Kaiser Antoninus Pius regiert. Zustand des Friedens. Allmähliges Emporblühen. Die dreizehnte Legion, Vindobonas Besatzung, hatte (100 — 106) siegreich wider die Dacier gestritten. Der zu Gumpendorf aufgefundene Gedächtnißstein des Decebalus gehört in diese Zeit.

241.

Vindobona, eine Stadt zweiten Ranges, und eine Grenzfestung gegen die Barbaren auf dem linken Donauufer. Kaiser Marc Aurel, (der auch am 17. März 180 hier starb), hatte sie dazu erhoben. Es bestehen zwei Hauptcastelle der Römer, wahrscheinlich in der Gegend der

Kirche Maria am Gestade (Maria Stiegen) und des Belvedere.

341.

Nach Constantins, des Großen, Tode (337) kam Vindobona und das Land unter die Herrschaft seines Sohnes Constans. Früher schon (260) war die Stadt von Gallienus um den Preis der schönen Pipa Salonina dem Markomannen-Fürsten Attalus überlassen, von Aurelian aber (270) dem Reiche wieder zurückgewonnen worden. Vindobona ist 341 ein Hauptwaffen- und Hafenplatz; auch die Umgegend seit Kaiser Probus Zeiten (276) mit Wein bebaut.

441.

Vindobona ist nicht mehr unter römischer Oberherrschaft. Die häufigen Einfälle der benachbarten barbarischen Völkerstämme, der Markomannen, Alanen, Vandalen, Hunnen und Gothen, welche wechselweise auch diese römische Provinz unterjochten und plünderten, hatten zur Folge, daß die römischen Kaiser diese entfernte Provinz aufgaben, und endlich, beiläufig um die Mitte des fünften Jahrhunderts, das Land durch einen förmlichen Vertrag den Rügen (Rugiern) überließen, einem gothischen Völkerstamme, der von der Ostsee gegen die Donau vorgerückt war. Die Gegend um Wien hieß nun eine Zeit lang das Rügenland. Man fängt an, der Stadt den Namen Fabiana oder Faviana (von der hier stationirt gewesenen fabianischen Cohorte) zu geben, der vierzig Jahre später schon ganz allgemein wird. Hieraus wird auch der spätere Name »Wien« abgeleitet: Biana oder Viana, Wian

oder Wean, wie er auch noch heutzutage im Munde des Volkes heißt. König Etzel (Attila), die Geißel Gottes, zieht mit seinen verheerenden Scharen an der Stadt vorüber, und wahrscheinlich ist auch sie der Zerstörung nicht entgangen.

541.

Fabiana und die Umgegend ist in der Gewalt der Longobarden. Die Rugier, welche sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hier angesiedelt hatten, wurden (487) von Odoaker, dem Könige der Heruler, bekriegt und vertrieben, wobei auch Fabiana fast ganz zerstört wurde. Allein auch diese Eroberer mußten den Longobarden weichen, welche sich bis 568 im Besitze der Stadt und ihres Bezirkes behaupteten. Das Christenthum gewinnt durch einen afrikanischen Mönch, St. Severin, Fabianas Apostel, (der im Jahre 454 nach Wien gekommen war, das Christenthum zu predigen, ein Kloster in dem Orte Heiligenstadt und ein zweites in dem jetzt von ihm benannten Orte Sievering oder Severing gestiftet hatte, wo er am 5. Jänner 482 auch starb,) eine immer größere Ausbreitung. Im Jahre 541 ist Fabiana bereits der Sitz eines Bisthums.

641.

Oberherrschaft der Hunnen und Avaren! Zeit der Unterdrückung und des Verfalls. Wiedereinführung des Götzendienstes, Verfolgung der Christen! Die Einwohner schmachten (seit 568) in harter Knechtschaft, oder werden von ihren fremden Herren nach Byzanz als Sclaven weggeschleppt und verkauft!

741.

Fortdauer desselben harten und trostlosen Zustandes unter der Herrschaft der Hunnen und Avaren bis zum Jahre 791. Verschwunden jede Spur des ehemaligen aufblühenden Wohlstandes, das Land, eine Wildniß, bewohnt von reißenden Thieren, und von Fremdlingen, die noch viel schlimmer sind, als die Thiere.

841.

Periode des Wiederaufblühens nach den Tagen des fränkischen Kaisers, Karls des Großen, († 814) des Wiederherstellers unserer Stadt. Fabiana, nun abermals der Sitz eines Bisthums und der Schulen. Die zwei ältesten Kirchen der Stadt, St. Ruprecht und St. Peter, erstere von den Missionären Cunald und Gisalrich zu Ehren ihres frommen Lehrers, letztere (um 792) von Kaiser Karl selbst, (auf demselben Platze, wo noch heute die Peterskirche steht,) gestiftet. Das Land, eine Markgrafschaft, mit dem Namen Ostreich, (das nach Osten gelegene Reich,) Oesterreich. Ansiedler aus Franken, Sachsen und Baiern hatten das verödete Land neu bevölkert.

941.

Magyaren-Schwärme ziehen längs der Donau nach Oesterreich herauf, und überfluten ganz Teutschland, Raub, Vernichtung und Sclaverei verbreitend. Eine Reihe der blühendsten Städte, und — auch Fabiana, sanken in Schutt und Asche!

1041.

Die Stadt wird nicht mehr Fabiana, sondern Wienn genannt. Abermaliges Emporblühen unter der Herrschaft



der Babenberger. Die Magyaren sind in die Grenzen ihres Landes zurückgetrieben, und allmählig beginnt Oesterreich sich von den harten Schlägen der verwüstenden Kriege und Raubzüge zu erholen, und die Segnungen eines dauernden Friedenszustandes zu genießen. Aus den teutschen Landen ziehen Ansiedler herbei, das so fruchtbare, aber verheerte Land wieder neu zu bebauen. Es steigt die Bevölkerung, und bildet so eine starke Vormauer gegen die unruhigen Nachbarn.

1141.

Markgraf Leopold V. von Babenberg, Sohn Leopolds, des Heiligen, unseres Landespatrons, stirbt am 18. Oktober dieses Jahres, nach sechsjähriger glücklicher Regierung. Ihm folgt sein jüngerer Bruder, Heinrich Jasomirgott, der auch noch in demselben Jahre seine Residenz vom Kahlenberge nach Wienn verlegte. Er erbaute sich hier eine Burg auf dem, hievon auch benannten Platze »Am Hof«, auf der Stelle, wo jetzt das Gebäude des k. k. Hofkriegsrathes steht. Mit diesem Jahre beginnt Wienn immer größer, reicher und blühender zu werden. Markgraf Heinrich, später zum Herzoge erhoben, versammelt viele Edle und Künstler an seinem Hofe, unternimmt riesige Bauwerke, vergrößert die Stadt, und legt so den Grund zu ihrer späteren Herrlichkeit, die sich wärend seiner sechsunddreißigjährigen segenvollen Regierung, 1141 bis 1177, immer glänzender entfaltet. Im Jahre 1141 ist Wienn ein mit einer Ringmauer und einem tiefen Graben umgebener fester Platz, mit vier Kirchen, (St. Ruprecht, St. Peter, Maria am Gestade und

St. Pancraz), außen begrenzt von Weinbergen, Feldern, Auen und Wald, und von der Donau, mit einem Jagdhause außer der Stadt, (in der Gegend der heutigen Wallnerstraße,) von Leopold, dem Heiligen erbaut, — und nur wenige Jahre später, so erhebt sich bereits außer der Stadt auf der einen Seite der riesige, von Meister Octavian Wolzner aus Krakau geleitete Bau der St. Stefanskirche, um sie herum eine neue Vorstadt, die Wollzeile genannt, und auf der anderen Seite, ebenfalls außer der Stadt, die Kirche und das Kloster zu den Schotten.

1241.

Es regiert der letzte Babenberger, Friedrich II., der Streitbare, ein Sohn Leopolds VII., des Glorreichen. Ein Jahr vorher (1240) hatte er seine Residenzstadt, nach langer und harter Belagerung, wieder erobert. Die Noth wärend der damaligen Belagerung war so groß, daß man Hunde und Pferde aß, und ein Metzen Korn auf den damals ungeheuren Preis von sieben Talenten oder Thalern, und ein Eimer Wein auf zwölf Schillinge stieg. Seit 1237 ist Wien durch Kaiser Friedrich II. durch die goldene Bulle zur unmittelbaren freien Reichsstadt erhoben, und durch ihn auch um die gleiche Zeit eine hohe Schule gestiftet worden. Die Stadt ist ein Mittelpunkt des Handels nach allen vier Weltgegenden, ein Hauptstapel- und Niederlagsplatz. Seit 1198 (unter Leopold, dem Glorreichen,) besteht hier nach Oesterreichs ältestem Stadtrechte ein Magistrat, oder innerer und äußerer Stadtrath von Vier und zwan-

zig und von Hundert Genannten. Der Stadtrichter ist die höchste Obrigkeit, und nach ihm im Range kommt der Bürgermeister. Die hundert äußeren Räthe (Rathenden) haben die Aufsicht über Handel und Wandel. Die Stadt, ihre Ringmauern und Gräben werden erweitert. Seit Leopold, dem Glorreichen, wird auch in Wien alljährlich am 1. Mai das Veilchenfest gefeiert.

1341.

Die glänzenden Tage Leopolds, des Glorreichen, aus dem Hause der Babenberger, sind wiedergekehrt unter Albrecht, dem Weisen oder Lahmen, aus dem Stamme Habsburg, der seit 1339 als Herzog über Oesterreich herrscht. Residenz ist die jetzige Burg; Wien des Reiches Hauptstadt. Die Stadt ist in vier Viertel eingetheilt, welche bereits die heutigen Namen führen: Schotten-, Stuben-, Kärntner- und Widmer- oder Holz-Viertel. Seit und durch König Ottokar von Böhmen (1261) wurde sie sehr vergrößert, und hat beinahe den Umfang, wie jetzt, nur daß es noch viele leere Bauplätze, (in Folge früherer großer Feuersbrünste, — Namensursprung der Brandstatt,) zahlreiche Hausgärten, und Badstuben (daher Stubenviertel) gab. Mächtige Thürme an den Thoren und an der Burg geben der Stadt ein finsteres Aussehen. St. Stefansdom wird erweitert und vergrößert, wozu alle Unterthanen, selbst die Geistlichen und die Kinder in der Wiege, eine Kirchensteuer, sieben Wiener-Pfennige auf den Kopf, bezalen mußten. Auch fällt in dieses Jahr die gänzliche Wiederherstellung der im Jahre 1319 abgebrannten St. Michaelskirche. Am 23. Juli 1340 hat-

ten die Wiener ihre große Handveste erhalten, welche ihnen viele ausgedehnte Freiheiten, Rechte und Privilegien einräumte. Das Bürgerspital, in welchem 600 Arme verpflegt werden, befindet sich vor dem Kärntnerthore. Wegen Zunahme der Bevölkerung wird der äußere Stadtrath von 100 auf 200 vermehrt. Als Bürgermeister in diesem Jahre kommt vor: Conrad Wildwerker, als Pfarrer bei St. Stefan: Albert Graf von Hohenberg. Schon seit 1320 besteht Wiens eisernes Buch, (Handveste Friedrichs, des Schönen,) worin der Bürger Gerechtsame und Ordnungen zu verzeichnen sind. Die Bürgerschaft ist reich und mächtig, und von ihren Ersten empfangen auch viele Straßen der Stadt ihre Namen. In Chroniken wird viel von dem Kleiderputze der Wiener in jenen Tagen gesprochen. »Einige trugen Ermel von zweierlei Tuch, Andere den einen viel weiter, als den anderen, ja als den ganzen Rock, und verziert mit vielfarbigen Bändern, mit wohlklingenden Schellen und silbernen Röhrchen an Seidenschnüren. Einige trugen auf der Brust mehrfarbige Flecken mit Namenszügen von Silber, Gold oder Seide, mit Bildnissen oder mit Ringen. Tiefe Ausschnitte um den Hals, oder enges Anschließen der, von der Schulter bis auf die Hüften mit unzäligen Schnüren und Knöpfen besetzten, am Saum mit vielen Einschnitten oder mit andersfarbigem Tuche bezeichneten Kleider, sollten die schöne Gestalt zeigen. Sogenannte Gugeln oder Kaputzen wurden allgemein. Manche fanden es zierlich, wenig Haare zu haben, und theilten sie, wie die Juden, oder flochten sie, wie die Ungarn und Cumanen. Statt

der prächtigen Schärpen wurde die Hüfte mit ledernen Riemen umgürtet, und die Mäntel so kurz, daß sie kaum an den Gürtel reichten, die Ermel nur bis an den Ellenbogen, von wo ein zierlicher Lappen, gleich einem Fähnlein, bis auf die Hüften herunterhing.« — Es werden seit 1277 (erste Marktgerechtigkeit der Stadt, durch Kaiser Rudolf von Habsburg verliehen,) alljährlich vier Märkte in der Stadt abgehalten. Damals bestehende Volksfeste waren: Der Wettlauf und das Scharlachrennen, letzteres von welschen Kaufleuten eingeführt. Die Umgegend wurde um dieses Jahr durch fürchterlich verwüstende Heuschreckenzüge heimgesucht, von denen, der Sage nach, ein Ritter mit seinem Rosse aufgegessen wurde.

1441.

Wien ist seit 1365 der Sitz einer Universität, und zält bereits 50,000 christliche Einwohner. Es ist wohlbefestigt, hat ein steinernes Straßenpflaster, und Häuser mit hohen Giebeldächern, prächtig und geschmackvoll verziert, von Außen und Innen bemalt, durchaus aus Stein gemauert, aber meistentheils nur mit Schindeln gedeckt. Der neue Bau des St. Stefansdoms und des großen Thurmes, welcher vier und siebenzig Jahre gedauert, ist seit 1433 durch den Meister Anton Pilgram vollendet. Auch die Augustiner-Kirche wurde seit 1439 durch Dietrich Ladtner, Baumeister von Piern (Pirna?) fertig gemacht. Um die Stadt herum breiten sich weitläufige Vorstädte aus, die gleichfalls von einem mächtigen Graben und Walle eingeschlossen werden. Der Reichthum und die Prachtliebe der Wiener Bürger werden sehr gerühmt,

doch klagt man auch über große Theuerung, indem z. B. eine Maß Wein 16 — 20 Pfennige kostete. In dem Gemälde, welches Aeneas Sylvius, (nachmals Pabst Pius II.) von Wien aus jenen Tagen entwirft, heißt es: »das Volk halte sehr viel auf Speise und Trank, und was es die ganze Woche über verdiene, verzehre es wieder am nächsten Feiertage; trete man in das Haus eines Bürgers, so meine man in das Haus eines Fürsten zu kommen.« Indessen die Sitten werden nicht sehr glänzend geschildert, zumal der Ritter und Studenten, die sich Raufhändel und sonst allerlei Unfug erlaubten. Mit dem unteren Werd über der Donau (nachmals Vorstadt Leopoldstadt) ist die Stadt beim rothen Thurme durch eine im Jahre 1439 neuerbaute Schlagbrücke verbunden. Regent des Landes ist der 1440 zum teutschen Kaiser gewälte Friedrich III. als Reichsverweser für Ladislaus Posthumus, Sohn Kaiser Albrechts II., als Herzog von Oesterreich V. († 1439). Als Stadtrichter in diesem Jahre wird Oswald Reicholf, als Bürgermeister Hans Steger, und Conrad Zeideler als Probst bei St. Stefan genannt. Auf der Gänsweide nächst der Weißgärber-Vorstadt fanden um jene Zeit die Scheiterhaufen-Executionen Statt.

1541.

Ferdinand I. regiert. Die Stadt, deren Volkszal, ohne Kinder, 60,000 Seelen beträgt, leidet immer noch an den Folgen der (ersten) türkischen Belagerung durch Soliman vor zwölf Jahren (1529). Die innere Stadt hat bereits ihren jetzigen Umfang. Der schöne Spa-

ziergang um die Wälle wird schon um das Jahr 1500 gerühmt. Die Vorstädte, welche die Stadt in reicher Anzal umgaben, und mit ihr an Schönheit und Größe zu wetteifern begannen, liegen zum Theile noch durch die Türken verbrannt und zerstört. Verwüstet sind der obere und untere Werd (Roßau und Leopoldstadt), und es wird die Wiederherstellung auf diesen »öden Gründen« den Bürgern aufgetragen, widrigens sie dem Bürgermeister verfallen. Das Donauufer wird regulirt, und durch Erweiterung und Vertiefung des Stadtgrabens, durch Herstellung der Bastionen der Anfang zur größeren Befestigung Wiens gemacht. Der Stadt-Ingenieur Augustin Hirsvogel machte den Plan dazu Die Herzoge von Baiern und Sachsen, die teutschen Reichsstädte, der Wiener Handelsstand und die reichen Bürger lieferten hiezu große Summen, auch wurde im ganzen Lande zum Festungsbau gesammelt, und die gemeinere Klasse der Bewohner mußte Frohndienste leisten. Gleichzeitig (seit 1536) wurde auch an der Vergrößerung und Verschönerung der kaiserlichen Burg gearbeitet. Es bestehen 1541 das ständische Landhaus und das städtische (bürgerliche) Zeughaus der vier Kompagnien Bürger-Miliz. Statt des vor dem Kärntnerthore bestandenen, in der türkischen Belagerung aber niedergebrannten Bürgerspitals bewilligte (1539) Ferdinand I. der Stadt Wien das St. Klara-Kloster inner der Stadt zu einem neuen Bürgerspitale. In der Umgegend Wiens, vorzüglich um den Kahlenberg, zeigen sich um jene Zeit noch in ziemlicher Anzal Luchse, Wölfe, Eber und Bären. In Bonfins Gemälde von Wien aus

damaliger Zeit heißt es: »Es wird hier ungeheuer viel Geld verdient, aber alles geht wieder darauf, auf die Tafel, den Putz und schöne Bauten.« In diesem Jahre (am 21. Mai) starb der berühmte Johann Faber, Bischof von Wien, ein eifriger Katholik, ausgezeichneter Prediger und geschickter Staatsmann. Ihm folgte der als Schriftsteller bekannte Friedrich Nausea. Bürgermeister in diesem Jahre war Paul Pernfues, Stadtrichter Hermes Schallauzer. Seit 1540 besteht in Wien bereits eine Staatsdruckerei. Uebrigens war die erste Hofzeitung schon 1488 ausgegeben worden. Die Jägerzeile hieß damals die Venediger-Au, die Vorstadt St Ulrich Zeißmannsbrunn und war ein Dorf, mit einer dem heiligen Ulrich geweihten Kirche. Die Laimgrube hatte ihren Namen, weil daselbst für die Ziegelöfen Lehm ausgegraben wurde. Ueber der Laimgrube standen einige Windmühlen, von denen sich auch der jetzige Name des Vorstadtgrundes herschreibt. Das heutige Mariahilf war ein Dorf und hieß Schöff. Die Wieden erstreckte sich bis an die Mauern der Stadt. Matzleinsdorf, Hundsthurm und Margareten waren noch Felder. Vom Stubenthore bis zur Donau hieß es »unter den Jägern.« Auf der Stelle der heutigen Landstraße standen nur wenige Häuser; man nannte sie damals die Nicolai-Vorstadt. Erdberg war ein kleines Dorf, mit Besitzungen der Tempelritter. Währingergasse, Alservorstadt und Josefstadt waren noch Felder. — 1541 war es auch, wo die Pest wiederum ausbrach, und, bis zum Februar 1542 währende, viele Menschen hinwegraffte!



1641.

Regierung Kaiser Ferdinands III. Das Wüthen des dreißigjährigen Krieges erstreckt sich auch auf unsere Stadt. Die Schweden unter dem General Torstensohn erscheinen in der Umgegend, auf dem linken Donauufer, besetzen Krems, Stein und Korneuburg, und vertreiben die Kaiserlichen sogar aus der sogenannten Wolfsbrücken-Schanze, welche am heutigen Spitz außer der letzten großen Donaubrücke angelegt war. Ein panischer Schrecken bemächtiget sich der Bewohner Wiens, es bewaffnen sich die Bürger, Studenten und Handwerkspursche, und die kaiserliche Familie flüchtet eiligst mit allen Kostbarkeiten nach Grätz. Torstensohn, nach vielen vergeblichen Versuchen, über die Donau zu gehen, zieht sich nach Mähren zurück, und nur 200 Schweden blieben als Besatzung in der eroberten Brückenschanze, welche von den Kaiserlichen unter dem Commando des Erzherzogs Leopold Wilhelm gestürmt und genommen wird. Die Schweden führt man gefangen nach der Stadt. Es war am Brigitta-Tage, wärend der Beschießung dieser Schanze, als in das Zelt des Erzherzogs eine feindliche Kanonenkugel fiel, ohne ihn zu verletzen. Zur Erinnerung an diese Begebenheit wurde auf derselben Stelle eine Kapelle zu Ehren der heiligen Brigitta erbaut, wovon auch die Au den Namen Brigitten-Au empfing, und das Volksfest des Brigitten-Kirchtages seinen Ursprung nahm. Bischof von Wien in diesem Jahre war Friedrich Filipp Graf von Breuner, der Gründer und Erbauer des jetzigen Hochaltars und des kaiserlichen Oratoriums in

der St. Stefanskirche, des bischöflichen Hauses auf der Freiung, und des Schlosses zu St. Veit; Bürgermeister Konrad Bramer. Von der Stadtbefestigung ist bereits der größte Theil der Basteien vollendet. Das Rathhaus befindet sich in der Wipplinger-, vordem Wildwerksstraße. Noch besteht keine Beleuchtung auf den öffentlichen Plätzen und Straßen, selbe wurde erst 46 Jahre später (seit 5. Juni 1688, durch den niederösterreichischen Statthalter und Reichsgrafen Quintin Jörger,) eingeführt. Der Prater ist ein für Jedermann geschlossener Jagdbezirk des Kaisers. Anlegung des Augartens.

1741.

Erstes Regierungsjahr der großen Kaiserin Maria Theresia, Tochter Kaiser Karls VI., des letzten männlichen Sprossen aus dem Stamme der Habsburg, der nahe an fünfhundert Jahre über Oesterreich geherrscht. Geburtsjahr Kaiser Josefs II. Stadt und Vorstädte haben sich von den Folgen der zweiten türkischen Belagerung durch den Großvezier Kara Mustafa (1683) bald wieder erholt, sich seither immer mehr ausgedehnt und verschönert, und sind mit vielen herrlichen und großen Bauten, St. Peterskirche (1702), Spital zu St. Marx (1706), Ingenieur-Akademie (1718), Karlskirche (1716 — 1737), Hofstallgebäude (1723), Belvedere des Prinzen Eugen von Savoien (1724), Hofbibliothek (1726), Reichskanzlei (1728), Winterreitschule (1729 bis 1735), bürgerliches Zeughaus (1731), Marien-Säule am hohen Markte (1729), Springbrunnen am neuen Markte mit den schönen Statuen Rafael Donners (1739) &c. &c.

neu geschmückt worden. Fischer von Erlach, einer der berühmtesten Baumeister jener Zeit. In den Vorstädten zält man bereits 3000 Häuser. Seit 1703 ist auch der ganze Umkreis der Stadt durch die Linien eingefangen. Seit demselben Jahre erscheint auch die erste öffentliche Zeitung in Wien, das Wiener-Diarium, unsere heutige »Wiener-Zeitung.« Seit 1705 ist Wien der Sitz einer Akademie der bildenden Künste. Die große Glocke, durch den k. k. Stückgießer Johann Achamer aus eroberten türkischen Kanonen gegossen, befindet sich seit 1711 auf dem St. Stefansthurme. (Sie wiegt 402 Zentner, und kostete 19,440 Gulden.) Wien ist bereits der Sitz eines Erzbisthums. Erzbischof ist Cardinal Sigmund Graf von Kollonitsch, Erbauer des erzbischöflichen Curathauses, und der Kirche zu St. Veit. Bürgermeister wird, statt des in diesem Jahre verstorbenen Johann Adam von Zallheimb, der frühere Stadtrichter Dr. Peter Josef Koffler, und Stadtrichter Andreas Ludwig Leitgeb. Die Vorstädte Wiens werden in diesem Jahre (im Monate Juni) durch den ausgetretenen Wienfluß und die Donau überschwemmt und leiden großen Schaden; auch mehrere Menschen kommen dabei um's Leben. Stehendes Theater ist in Wien bloß Eines: das durch den Magistrat 1709 für die damals sehr beliebten italienischen Opern und Arlequinaden erbaute Kärntnerthortheater, von dem 1712 die teutschen Schauspieler Besitz nahmen, und bis zum Baue des Hofburgtheaters, der eben 1741 vollendet wurde, größtentheils extemporirte Komödien aufführten. Kaiser Leo-

pold I. hatte übrigens schon 1690 ein Theater für italienische Opern errichtet, wo mitunter auch spanische Schauspiele gegeben wurden. Volkskomiker damaliger Zeit waren Josef Stranitzky, (von 1708 bis 1735) der berühmte Erfinder und Darsteller des »Hannswurst«, der Schöpfer der Wiener Volksbühne, und nach ihm noch Gottfried Prehauser, (von 1720 bis 1759.)

1841.

Segensreiche Regierung Kaiser Ferdinands I. von Oesterreich. Zustand der Wohlfahrt, durch weise und milde Gesetze gesicherter Rechtsverhältnisse, und des durch die Bemühungen der österreichischen Diplomatie glücklich erhaltenen Friedens. Bewegung und Fortschritt im industriellen Leben durch eine Masse neuer und nützlicher Erfindungen. Zwei Eisenbahnen, entfernte Provinzen mit des Landes Hauptstadt vereinigend. Gasbeleuchtung. Dampfschifffahrten auf der Donau, Wien und seinen Handel mit dem Morgenlande verbindend. Kettenbrücken. Große Wasserleitung nach den höher gelegenen Vorstädten. Umfassende Verschönerungen der inneren Stadt und ihrer Vorstädte. Ueberall neue prachtvolle, großartige Bauten, Erweiterung vieler Plätze und Straßen, helleres und freieres Aussehen der ganzen inneren Stadt. Erneuerung aller Thore, und neuer großartiger Zubau vor der kaiserlichen Burg durch das Burgthor, das säulengetragene, den Kaiser- und Volksgarten. Das Haus der Stände, das Gebäude der Sparkasse, der Domherren-, der Johanniter-Hof, die Börse, der Bazar, das Universitäts-Stiftungshaus, die Häuser der Rothenthurmstraße, — wahr-



hafte Palläste, theils vollendet, theils im Werden begriffen. Der Stefansthurm, der Riesenwächter unserer Stadt, umringt von hochanstrebenden Gerüsten. Die Stadtwälle, der Stadtgraben und das Glacis neu regulirt, und zu Spaziergängen umgeschaffen, wie keine andere Hauptstadt sie aufzuweisen hat. Neu entstandene, und mit jedem Tage fast sich vergrößernde Vorstädte, an Pracht und Schönheit der Häuser mit den Bauten der inneren Stadt wetteifernd. Die Anzal sämmtlicher Häuser in der Stadt und allen vier und dreißig Vorstädten beläuft sich auf achttausend dreihundert und drei und vierzig, ihr Zinserträgniß auf mehr, als eilf Millionen Gulden, ihr Kapitalswerth auf Einhundert drei und achtzig Millionen Gulden, die Zal der Einwohner, mit Einschluß der Garnison, auf mehr, als Dreimalhundert sechzig tausend Seelen. Die Umgegend von Wien, ein Kreis blühender und wohlhabender Dorfschaften, deren Häuser und Gartenanlagen manche Stadt in der Provinz beschämen würden. Das Volk heiter, fröhlich und zufrieden. Feste und Unterhaltungen überall in bunter Menge, Walzer an allen Ecken, Strauß und Lanner, die gefeierten Helden des Tages. Fünf starkbesuchte Theater, worunter man das Hofburgtheater die Musterbühne für ganz Teutschland nennt. Ueberhaupt große Lust des Publikums am Theater und an Musik, doch vorherrschende Neigung für das Fremdländische. Kräftig erwachender Sinn für bildende Kunst, glücklich angeregt und befördert durch die alljährlich wiederkehrenden Gemälde-Ausstellungen, und den bereits sehr volksthümlich gewor-

denen Kunstverein. Schulen und Bildungsanstalten für jeden Zweig des Wissens. Der Volksunterricht musterhaft und wohlgeregelt. Eine Unzal gemeinnütziger und Wohlthätigkeits-Institute. Der Sinn für Wohlthätigkeit allgemein verbreitet, angeregt durch das hohe Beispiel der kaiserlichen Familie, und viel des Guten und Nützlichen stiftend. Vielfacher Antheil an Versorgungs- und Versicherungs-Anstalten. Unternehmungen auf Aktien. Besondere Vorliebe zu Speculationen mit Staats- und Industrie-Papieren. Großer Zusammenfluß von Fremden. Politische und noch mehr belletristische Zeitschriften in bunter Auswahl und Menge. Das Theater der liebste Gegenstand des Gespräches. Aeußere Zeichen von Wohlhabenheit und Reichthum der Wiener im Kleiderputze, in theuren Wohnungen, in herrlichen Equipagen, in geschmackvollen Ausschmückungen und Einrichtungen der Kaufläden und öffentlichen Versammlungsorte.

1941.

Die Linien Wiens sind verschwunden, alle umliegenden Ortschaften, als Vorstädte, in den Rajon der Stadt gezogen. Das Ufer des Donaukanals, zu beiden Seiten mit einer Reihe prachtvoller Palläste besetzt; die innere Stadt, bis an die Donau reichend, um mehr, als ein Drittheil erweitert. Anzal der Einwohner: Eine Million. Basteien, Glacis, alle Straßen der Stadt und Vorstädte, selbst das Innere der Häuser, mit Gas erleuchtet. Eisenbahnen nach allen Weltgegenden. Eine Luftbahn nach dem Kahlenberge. Dampfschifffahrt auf der Wien. Der Schanzel ein kleiner Seehafen. Drei-

ßig Theater, worunter zehn für die Oper, deren beliebtestes Genre die chinesische ist. Eine solche Oper hat fünfzehn Akte, beschäftiget sieben Primadonnen, neun Tenoristen, dreizehn Bassisten, einen Chor von Zweihundert, und ein Orchester mit 12 Hörnern, 12 Trompeten, 12 Posaunen, 24 Bombardons, und 36 großen Trommeln. Im Schauspiele gibt man Uebersetzungen und freie Bearbeitungen mongolischer, karaibischer und newfoundländischer Tragödien, und lappländischer Lustspiele. Es bestehen 24 Concertsäle. An allen Straßenecken figuriren die Einladungen drei- und vierjähriger Virtuosen. Das Klavier ist ein ganz ausser Gebrauch gekommenes Instrument. Von den Zeitungen erscheint alle drei Stunden ein neues Blatt im Riesenformate. Kritiken werden fünf Minuten nach der Aufführung geliefert. Alles auf Aktien! Errichtung einer großen wechselseitigen Heirats-Assekuranz-Gesellschaft mit Verlosung und Prämien. Eröffnung einer Subscription zu Monumenten für die Walzer-Herosse des vorigen Jahrhunderts. Alle Tänze aus der Mode, nur die Galope nicht. Das Tabakrauchen der Damen allgemein. Projekt zur Errichtung einer eigenen Börse für das schöne Geschlecht. Stand der Aktien: 7983 $^{3}/_{16}$, — der Kahlenberger-Luftbahn-Promessen: 382 $^{1}/_{4}$ für 100. Keine Fiaker, nur elektro-magnetische Cabriolets. Eine Köchin bezieht monatlich 100 Gulden Honorar, 2 Dukaten Diäten, hat sechs Wochen Urlaub, den Titel »Fräulein«, eine elegante Woh-

nung von drei Zimmern, und nach fünf Dienstjahren Pension. Ueberall Glanz, Pracht und Reichthum, Pallast an Pallast, die Auslagen der mit den Bildern der ersten und berühmtesten Maler dekorirten Kaufläden; alle Herrlichkeiten der Mode entfaltend.

A.

Volksſagen in und um Wien.

Erzält von Emanuel Straube.

1.

Das Jungfernbrünnlein.

Sinnend ſtand die Jungfrau am Brünnlein und blickte lächelnd auf den Spiegel der Flut, welcher ihr anmuthig Bild in gar ſüßem Spiele zurückſtrahlte.

»Wie heißt Ihr das Wäſſerlein, holdſelige Maid?« fragte urplötzlich eine wohllautende Stimme, und hinter einem Erlenſtrauche trat ein ſchmucker Rittersmann hervor, deſſen die Jungfrau vorher nicht anſichtig geworden war, wiewol ſein hoher Reiherbuſch das Geſtrippe weit überragte, und ſein glänzend Gewaffe weithin glitzerte und funkelte, gleich einem Häuflein Johanniskäfer zur Nacht. Sie erſchrack faſt ob der unverhofften Erſcheinung, ſo ihr gleichſam aus der Erde emporgeſtiegen zu ſein däuchte, und unwillkührlich Grauſen durchfröſtelte ihr Gebein.

»Sie nennen es das Jungfernbrünnlein, edler Herr,« entgegnete ſittiglich die Maid, »welchen Namen, wie ich glaube, das Waſſer von mir erhalten hat; ſintemalen ich, die Schloßjungfrau von da drüben, ſelbes an einem heißen Tage entdeckt, mich daraus gelabt und ſeitdem die Gegend alltäglich beſucht habe. Doch vergönnt, daß ich heimwärts eile, immaßen es einer Jungfrau übel geziemen will, mit einem fremden Recken in wilder Waldeinſamkeit zu weilen.«

Sie wollte gehen; doch der stattliche Junkherr hielt sie am Arme zurück und redete ihr, in gar anmuthiger Weise, und mit so holdseliger Geberde zu, daß sie Heimat und Vaterhaus und ihre Hörigen insgesammt vergaß, um der süßen Rede des Fremdlings zu lauschen, welcher ihr von seinen Ritterfahrten und Abenteuern erzälte und dabei nicht versäumte, manch' zartes Wörtlein über ihren Liebreiz, und wie sein ganzes Herz davon bezwungen worden, einfließen zu lassen.

Als endlich die Schloßjungfrau heim kehrte, geschah es widerstrebend und mit dem festiglichen Entschlusse, morgen an derselben Stelle den Ritter zu treffen, welcher so wundersam zu erzälen wußte und von dessen Munde die Rede troff, wie goldener Honig.

Und wirklich that sie, wie sie in ihrem Innern beschlossen hatte; alltäglich fand sie sich seitdem am Brünnlein ein, wenn der Seiger am nahen Schlosse die verabredete Stunde anzeigte, und alltäglich harrte auch schon der Ritter ihrer, um ihr dies minnigliche Gebahren mit zarter, schmeichelnder Rede und mit dem wärmesten Kosen zu vergelten.

Also verging dem trauten Paare der Sommer, und der Herbst hatte allbereits den Forst zu entblättern und das gelbe Laub in raschen Schwingungen aufzuwirbeln begonnen, als die Liebenden erst inne wurden, daß nun ihres Weilens nicht länger im Waldesheg werde sein können. Eines Tages daher, beim Scheiden, sank Hermingarde weinend dem Erkornen an die Brust und schluchzte:

»O mein Auserwählter! was soll nun aus mir werden? aus mir, die ich gewohnt bin, des Tages Mühe duldsam

zu tragen, weil ich wußte, daß dein Anblick das Labsal sein würde, um mir all' Erduldetes zu lohnen mit Himmelslust! — Es ist nun an der Zeit, daß du vorsprechest bei meinem Herrn Vater und um die Hand seines Töchterleins werbest nach ziemlichem Brauche. Thue denn also, mein Herzliebster, und der rauhe Winter wird sich mir wenden zum schönsten Lenze!«

Eine helle Lache schlug der fremde Paladin auf ob den Worten des Fräuleins und gegenredete dann:

»Ei, was kömmt dir zu Sinn, mein wonniglich Bräutchen? — Minniglich mit dir verkehren, dich herzen und küssen mag ich gar wohl, trotz Sturm und Sonnenbrand, allein Mehreres heische nicht von mir, dieweil ich es nicht zu leisten vermöchte. Der Mann muß sich eben durch's Leben schlagen auf eigene Faust, will er ein Mann bleiben; denn an der Seite einer Gesponsin verkümmert er zum Ehstandskrüppel und geht aller selbsteigenen Kraft und Thätigkeit bar. Soll's geschieden sein, so laß uns scheiden bis zum nächsten Frühling; aber verlange nicht, daß ich mit dir vor den Altar treten soll, der mir ein Gräuel, daß ich unmännlich mich in das Zwingkoller des Ehestandes beugen soll, um dir und deiner Sippschaft zu hofiren als ein Tuckmäuser und Weiberknecht!«

Erstarrend hatte das Fräulein diesen Worten gelauscht, es ging ihr wie ein zweischneidig Schwert durch die Seele.

»Hermann,« sagte sie endlich stammelnd, »ich hoffe, du scherzest! — Hab' ich darum das Hohnlachen der Mägde und Schloßfröhnerinen, die Verweise von Vater und Mutter, die Vorwürfe meines Gewissens erduldet, das

in sittiger Scham ankämpfte gegen diese Heimlichkeit, um nun von dir gequält, verletzt, mißhandelt zu werden in meinen edelsten Rechten? Oft, wenn ich hier am Brünnlein deiner harrte und in die Quelle blickte, um dein liebes Bild darin zu finden, das vor meinen immer wachen Gedanken stand, da war es mir wol, als neigte sich eine Fei oder Wasserfrau aus dem Spiegel zu mir und riefe mir zu: Seid E i n s! — Und wir w a r e n Eins, waren Ein Herz und Eine Seele, und am nächsten Tage ertönte die Stimme aus dem Quell und rief: Niemals z w e i! Und ich schwor in meinem Innern, daß ich niemals von Dir lassen und um keinen Preis mich mit meinem Liebsten entzweien wolle; aber am darauffolgenden Tage ertönte der Ruf aus dem Wässerlein: T r e u! und ich fühlte, daß ich nimmer von dir würde lassen können. Und eines Tages sang die Fei: A c h t! und ich meinte: ich solle wol Acht haben, dich zu gewinnen, dich, der in so vieler Herrn Landen herumgekommen, und so viel von den Edeldamen ausgezeichnet worden war, und dem ich nichts Anderes bieten konnte, als mein treues, ewiges Lieben. Und später verschlangen sich die Stimmen und die Töne zu wirren Reigen und es däuchte mich, als gewännen die Worte Gestalt, eine seltsame krause Gestalt, fast so, wie sie der Gelahrte aus Arabien, so auf meines Vaters Gehöft vor Jahren hauste, abbildete, und die er »Ziffern« nannte, und sie stellten sich deutlich vor mein inneres Auge, am deutlichsten jene, die auf T r e u (3) deutete. Und diese kam immer wieder und setzte sich in meiner Seele fest und schlug Wurzeln und trieb zu Tage, setzte Blätter und Blumen



und Früchte an, und wuchs zu einem mächtigen Baume auf, den ich nun nicht mehr aus meinem Herzen reißen kann. — Wenn du ihn grausamlich ersticken wolltest, Hermann, es wäre mein Tod!«

»Das soll er mit nichten,« tönte es im selben Augenblicke aus den Sträuchen, und ein greiser Rittersmann, Hermingardens Vater, trat ganz gewappnet auf den Wiesplan. »Elender,« fuhr er fort, sich an den Fremden wendend, »wer bist du, daß du es wagen willst, ein edles Fräulein aus meinem Geschlechte ungestraft zu bethören? Sprich und gib dieser Jungfrau die Ruhe wieder, so du ihr stahlest als ein Strolch und Schnapphahn, oder falle von meiner Hand!«

Er drang mit geschwungener Klinge auf den Buhlen ein; doch dessen Wamms und Waffenrock zerstoben plötzlich, wie im Winde; ein Gewand, wie aus Feuer gewebt, flatterte um seine Hüften, Greifenflügel wuchsen aus der Schulter hervor und aus seinen Augen, um seine Stirne leuchtete die Hölle.

»Hilf, Herr Gott!« betete der Ritter, als er die Gestalt des Feindes erkannte, »mein armes Kind ist dem Abgrunde verfallen. Hilf, heilige Maria, Mutter der Gnaden!«

Mit einem herzzerschneidenden Schrei war Hermingarde zurückgesunken; der Greis kniete neben ihr und flehete den Beistand des Himmels auf sich und sein unselig Töchterlein hernieder. Da erdröhnte es im Innern des Berges und sein Bauch schien sich zu schütteln im grimmen Weh; blaue Flammen zuckten um die Bäume und ein schriller Weheruf zitterte durch den Forst.

Als der Ritter sich erholte, war der Versucher verschwunden; aber ein drückender Schwefelqualm lag über der Gegend und am Rande des Brünnleins schlummerte im Tode das Jungfräulein, von einem ungeheuren Felsstücke zerschmettert, das an der Klippe fehlte, auf welcher der Böse zuletzt gestanden hatte.

Seitdem soll es am Brünnlein spuken und Hermingardens Geist daselbst irre gehen, zur Nacht, um die Stunde, wo es den Gespenstern vergönnt ist, auf der Erde die Spur der Erlösung zu suchen; ihr folgt in geringer Entfernung ein schwarzer Hund mit glührothen Augen und feuriger Schnauze; so lange, heißt es, muß sie wandern und der Hund allnächtlich ein einzelnes Blatt von den Bäumen des Waldes nach dem Brunnen tragen, bis der Forst abgeweidet ist und kein Blatt mehr übrig blieb, das erzälen könnte von des Fräuleins Minne mit dem Bösen. Die Gesichte aber von den Ziffern, so die Jungfrau einst gesehen hatte, locken noch viele Wiener hinaus, um dem Brünnlein seine Geheimnisse abzulauschen, weßhalb dasselbe auch das »Lotterie-Brünnl« genannt wird; manche Ambe oder Terne ist dort im Wasser gesehen worden; allein die Treu (3) soll n i e d a r i n erscheinen.



Das Mährchen von der Musikstadt.

Eine Sage der Gegenwart.

Ein Mährlein hörte ich einmal erzälen, ein Mährlein gar seltsam und wunderbar, von einer verzauberten Stadt, die einst in Bann gethan ward von der mächtigen Beherrscherin der Töne, weil sie — verführt durch die gleißnerischen Lockungen einer aus fremden Landen daher gezogenen Abenteurerin — ihr untreu worden, und die nun, zur Strafe für ihren Fehl, schmachten muß in harter Knechtschaft. Habt ihr es nie gehört dies schauerliche Mährlein von der verzauberten Musikstadt, und den Qualen ihrer Bewohner, die unablässig verfolgt sind vom Dämon der Musik, wachend und träumend, und überall, in Lust und Leid?

Das Mährchen, ich hab' es nie recht glauben können, doch jüngst, als ich erlebt, was ich nun hier erzälen will, da kam mir die alte längstvergessene Sage plötzlich wieder in das Gedächtniß, und ich meinte wahrhaftig, daß ich selber — zur verdienten Strafe für meine Ungläubigkeit — in die musikalische Zauberstadt gerathen sei. Darf ich erzälen, was mir begegnete?

Ich war eben eingeschlummert. Da mit einem Male war es mir so, als ob ich aus weiter Ferne verworrene Töne vernähme, die immer näher und näher kamen, immer stärker und lärmender wurden, und sich endlich in einen wildjagenden Walzer auflösten, der fort und fort mir

in die Ohren klang, begleitet von einem dumpfen Gesumse menschlicher Stimmen und dem rastlos-regelmäßigen Scharren tanzender Füße. Es war kein Zweifel mehr, im Stocke ober mir war Hausball. Unruhig wälzte ich mich auf meinem Lager herum, das Toben und Lärmen wurde immer ärger, mit meinem Schlafe war's vorbei. Dies schien die ganze Nacht so fortdauern zu wollen. Zum Glücke fiel mir ein, daß zwei Stockwerke tiefer einer meiner Freunde wohne, der mich, er mochte wollen oder nicht, diese eine Nacht gastlich in seiner Stube aufnehmen mußte. Gedacht, gethan! Ich flog die Treppe hinunter, wie verfolgt von einem bösen Dämon, riß die Klingel beinahe entzwei, und kam erst wieder zu Athem, als ich in der Stube meines Freundes stand, der, höchlich überrascht von dem unerwarteten nächtlichen Besuche, mir mit tausend Freuden sein eigenes Bett zur Schlafstelle abtrat. Ich protestirte gegen ein solches Opfer, allein er versicherte mich, er selbst mache ohnehin keinen Gebrauch davon, denn er wolle die Nacht aufbleiben, und sich — auf dem Klavier exerziren. Dies Wort stürzte mich aus allen meinen Himmeln. Ich traute meinen Sinnen nicht, als ich es vernahm. Er, stets ein abgesagter Feind der Musik, war auch unter die Virtuosen gegangen, so plötzlich, und ohne daß ich je diese geheime Leidenschaft bei ihm geahnt, und gar unter die Klaviervirtuosen, deren Anzal ohnehin Legion ist. Das Wort erstarb mir im Munde vor Erstaunen über diese neue Mähr' — mein Freund aber hatte bereits Posto gefaßt an seinem Instrumente, wünschte mir eine gute Nacht, und begann dann zu spielen, die Scala in allen nur möglichen

Tonarten, mit einer Beharrlichkeit, die ihres Gleichen nicht mehr hat in dieser Welt. Vom Schlafen war nun freilich keine Rede mehr, fort konnte ich auch nicht mitten in der Nacht, und so hörte ich denn zu die ganze Nacht, bis der Tag graute.

Endlich setzte er seinen grausamen Melodien ein Ziel, ich athmete etwas freier. Er sah mich an mit strahlendem Angesichte, wie verklärt von dem Gedanken, einst, ein zweiter Liszt, ganz Europa in Staunen und Bewunderung zu versetzen. Kaum aber hatte er geendet, als gleich nebenan ein anderer Kunsteleve, der vielleicht bei der zehnten Lektion sein konnte, sich mit einem unbeschreiblich martervollen Geigen-Exerzitium vernehmen ließ, und gleichzeitig drangen aus dem Hofe herauf die Töne eines Posthorns, welches zwanzig Male die ersten drei Takte des romantischen Volksliedes vom »lieben Augustin« in die erschrockene Luft hinausschmetterte und regelmäßig immer bei derselben Passage stecken blieb. Ich habe nie ein schöneres Duett gehört. Um aber den Genuß vollständig zu machen, gesellte sich noch eine tiefe Baßstimme dazu, welche anfangs leise, dann mit immer steigender Leidenschaft das schöne neue Lied: »Von der Alpe tönt das Horn« zu singen anhub, und sich damit auf der Zugharmonika begleitete.

Was die Gewalt der Musik sei, habe ich nie in dem Umfange empfunden, wie damals. Ich werde es auch nie vergessen. Wie es ausging, vermochte ich indessen nicht abzuwarten, denn ich entfloh noch zu rechter Zeit aus dem musikalischen Unglückshause. Es war noch sehr früh, die

Strasse leer, nur die geschäftigen Zettelträger waren schon auf den Beinen, und bedeckten die Strasseneckn mit ihren riesigen Ankündigungen. Da las ich denn nun wieder nichts anderes, als »Ball« und »Soirée« und »Reunion« und »Conversation,« und den Kapellmeister Lanner, und den Kapellmeister Strauß, und den Kapellmeister Fahrbach, und den Kapellmeister Bendl, und den Kapellmeister Ballin, und den Kapellmeister Morelly, und den Kapellmeister Silberbauer, und den Kapellmeister Kochala, und die beiden Natursängerinen, und den Alpensänger Hagn mit seiner Gesellschaft, und den Volkssänger Moser, und die Flügel-Hornisten, und alle nur möglichen Regimentsbanden, Orchester- und Sänger-Gesellschaften.

Allmählich begann es in den Strassen lebhafter zu werden. Es öffneten sich die Kaufladen, doch gerade heute schien man alle musikalischen Commis losgelassen zu haben, denn der Eine, indem er seine Asphalte, Merinos und Seidenstoffe in der Auslage malerisch zu gruppiren beflissen war, flötete mit süßlich krächzender Stimme Morianis berühmtes »O bell' alma innamorata!« – sein Nachbar, ein zierlicher Barbiergeselle, sang: »Ein Schütz bin ich« à la Pöck, — und ein Dritter, ein schmächtiger Ritter von der Nadel, schrie mitten drein, nach einer, wie mir schien, selbstgeschaffenen Melodie:

»Sie sohlen ihn nicht haben
Den freuen teutschen Rheun,
Ob sie, wie gier'ge Rappen,
Sich heuser darnach schreun!«

Doch bald vernahm ich nichts mehr von dem Gesange, denn ein Fleischerwagen fuhr mit rasselndem Gepolter, wie die wilde Jagd, an mir vorüber, und sechs oder sieben Pursche stimmten im vollen Chore die romantische National-Ballade von der Schwerenoth-Lisel an, gegen welche das »Rheinlied« nicht aufzukommen vermochte.

Ich eilte hinaus aus der Stadt, und beschloß, meinen Grimm im Freien draußen mit einem Glase Melange hinunterzuschwemmen. Der Zufall führte mich in's Paradiesgärtchen; doch auch hier erwartete mich dasselbe Schicksal in Gestalt einer wohlbesetzten Harmonie-Musik, die nichts anderes spielte, als den Carneval von Ernst, und dann das Tremolo von Beriot, und dann wieder den Carneval, und dann wieder das Tremolo, und dann zur Abwechslung noch einmal den Carneval, und dann vom Frischen das Tremolo, und die vielleicht noch jetzt nicht damit fertig ist. So unermüdet fleißig waren sie noch nie gewesen, als gerade an diesem Morgen, denn ich weis ja doch sonst, daß sie immer mehr absammeln, als musiziren. Ich flüchtete mich in den Volksgarten, und von da auf das Wasserglacis, allein überall hin folgte mir die Musik, wie mein Schatten, und hatte ich das »Trema Bisanzio!« glücklich überstanden, so kam die Reihe an den Puritaner-Marsch, und nach diesem an die Gitana, und nach dieser an das Gibellinen-Lied, und endlich, gleichsam zum Spotte für die musikalischen Leiden des ganzen Morgens, auf die für meine Situation so sehr passende Arie: »Jo soffrii, soffrii tortura,« dieselbe, wo-

durch Bellini unseren teutschen Meister Weber so berühmt gemacht hat.

Ich trug es nicht länger. Unwillkürlich zur Melodie dieser Arie den Text:

»Gibt's denn goar koan Wög,
Gibt's denn goar koan Stög,
Der mi außi führt aus der Musik?«

vor mich hinbrummend, eilte ich hinab in den — Stadtgraben. Hier endlich dachte ich eine sichere Zufluchtsstätte, Rast und Ruhe zu finden, allein auch diese letzte Hoffnung wurde getäuscht, denn ich war noch kaum hundert Schritte gegangen, so kam eine Schar junger Tambours auf mich zu, welche in der abgeschiedenen Stille dieses Ortes exerzirt wurden, und mich eilends wieder den Weg zurück jagten, den ich gekommen war.

Es mochte etwa zehn Uhr sein, als ich wieder in die Stadt zurückging. Ich beschloß, einige Besuche zu machen, — allein es war heut der musikalischeste Tag meines Lebens, und mein Fatum verfolgte mich auch hier wieder. In einem Hause kam ich eben recht zur Klavierstunde des jungen Herrn, in einem zweiten wurde ein Quartett probirt, in einem dritten fand ich den Klavierstimmer in voller Arbeit begriffen, und in einem vierten hatte die Frau vom Hause Singlektion. Ich empfahl mich überall so schnell, als ich konnte, und machte dann noch einen fünften Besuch.

Da aber war ich erst recht aus dem Regen in die Traufe gerathen. Ich trat ein. Das Zimmer festlich geschmückt, die ganze Familie im größten Staate. »Schön, daß Sie

kommen,« rief mir die Hausfrau gleich entgegen, »wir feiern heute ein kleines Familienfest, den Geburtstag meines Mannes; Sie wissen, er liebt Musik, und da haben wir ihm denn eine kleine Ueberraschung bereitet mit den Kindern, Sie dürfen uns ja nicht fort.« Mir wurde grün und gelb vor den Augen bei dieser Anrede, ich machte eine stumme Verbeugung, und harrte geduldig der Dinge, die alle noch heute über mich kommen würden.

Das »Familienfest« begann. Papa und Mama saßen auf dem Sofa mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Seligkeit. Hansi deklamirte einen Prolog mit Fisharmonika-Begleitung, darauf kamen Peppi und Franzi, und spielten eine Sonate auf vier Hände; ob das Instrument so verstimmt war, oder ob sie aus Angst so falsch griffen, ich weis es nicht. Peppi, ein langgewachsenes Knäblein von etwa sechzehn Jahren, spielte dann Klaviervariazionen, noch dazu von seiner eigenen Komposition. Jetzt, dachte ich, ist es überstanden, allein ich hatte diesen kurzen, aber schönen Gedanken noch nicht ausgedacht, als Jenny, die Tochter des Hauses, hervortrat, um den ohnehin schon vor Freude und Wonne schluchzenden Papa mit der Triller-Arie »Knäbchen mit dem Bogen« vollends in Extase zu bringen. Ein »Geburtstags-Huldigungs-Quartett« beschloß endlich dieses musikalische Familienfest.

»Nun, was sagen Sie zu meinen Kindern?« fing der glückliche Papa zu mir an, »sind das Talente! Mein Grosser, der Peppi, wenn der's ein Paar Jahre so fort macht, so ist's aus mit dem Liszt, rein aus. Und die

Jenni? nicht wahr, das wird eine ganze Lutzer, in zwei Jahren singt sie auf einer Scala. Und der Franzi ist auch ein Mordkerl, der muß mir aber ein Tenorist werden, und den Hansi, den bestimm' ich für die Burg, bis dahin tritt der Löwe ohnehin in ein älteres Fach über. Bin ich ein glücklicher Vater! — Apropos! haben Sie den Regondi schon gehört? — Nein? — Nicht möglich! Aber das trifft sich charmant; ich habe gerade noch ein Billet für Sie vorräthig, den müssen Sie hören, — das Concert ist heute Mittags, wir gehen gleich zusammen, — was Paganini, was Liszt! der schlägt sie Alle!«

Einmal zum Opfer auserlesen, ließ ich nun Alles über mich ergehen. Ich sträubte mich nicht, und folgte willig dem glücklichen Besitzer der vier Wunderkinder zu neuen musikalischen Freuden. Es gibt Momente im menschlichen Leben, wo man mit Resignation allen Stößen eines feindlichen unerbittlichen Fatums sich Preis gibt, und ein solcher Moment war dieser. Ich duldete und schwieg.

Ermüdet von der durchwachten Nacht, durch und durch gesättigt von der Musik, die ich, im Zeitraume von wenigen Stunden nur, zu mir genommen, suchte ich mir das verborgenste Winkelchen des Concertsaales, zog meinen Mantel über die Ohren, und versuchte zu schlafen. Es ging anfangs nicht, da kam ein Strofenlied, ein wahrer musikalischer Bandwurm, und schon begann ich zu nicken, und mich jenen ungewissen Fantasien zu überlassen, welche die Vorboten des Schlafes zu sein pflegen, als mit einem Male ein gewaltiges Klatschen und Lärmen

rund um mich begann, und mich aus meinen Träumen aufschreckte. Regondi kam, der junge, blonde, mädchenhafte Virtuose, und spielte, und das ganze Auditorium schwamm in einem Meer' von Entzücken. Nur ich, der einzig Unglückliche in dem Kreise dieser Enthusiasten, vermochte die allgemeine Begeisterung nicht zu theilen, denn weniger empfänglich für Musik war ich noch nie.

Das Concert war zu Ende. Ich eilte in ein Gasthaus, und dachte mich hier von den Qualen der Nacht und des Morgens wenigstens einigermaßen zu restauriren. Damit mir aber auch hier nicht etwa wieder Aehnliches begegne, sah ich mich beim Eintritte noch überall vorsichtig um, ob nicht etwa ein Quartett oder ein kleines Harmonie-Orchester in irgend einer Nische Platz gefaßt habe, und erst als ich die Luft rein fand, trat ich in den Speisesaal. Hier wird mich nicht so bald Jemand fortbringen, dachte ich bei mir, und bestellte mein Mittagsmahl. Doch ich hatte noch kaum die Suppe gegessen, als ich etwas ganz in meiner Nähe rasseln hörte, es war eine — Spieluhr, welche Rossinis Wilhelm-Tell-Ouverture zu spielen begann, und diese gefiel einem Gaste mir gegenüber dermaßen, daß er sogar eine Wiederholung begehrte. Ein Zweiter ließ sich dann die Walze mit dem Gibellinen-Quodlibet einlegen, und ein Dritter die Lanner'schen Quadrillen. Mit meinem Appetite war's nun vorbei, der Bissen schwoll mir im Munde, ich zalte und ging. Wohin? ich wußt' es selber nicht. Ich war so kleinlaut geworden, daß ich keines Entschlusses fähig war.

Zuerst ging ich nach Hause, und warf mich mit einer

*

fast komischen Verzweiflung auf mein Ruhebett. Da kamen die Drehorgeln, und die Hofsänger, und die wandernden Harfenisten, und wenn Einer beim Thore draußen war, so kam gleich wieder ein Zweiter herein, und unter zehn Stücken ließ mich Keiner los.

Hier ist meines Bleibens nicht mehr. Hinaus mußte ich aus diesem musikalischen Babel, hinaus in Gottes freie Welt, in die grüne Flur, bevölkert von den gefiederten Sängern, in deren süßen Melodien ich den Frieden meiner Brust wieder zu finden hoffte. Ich eilte hinab auf die Straße, und der erste Gesellschaftswagen, der vorüberfuhr, nahm mich gastlich auf in seinen Schos. Mir wurde etwas leichter. Als wir durch die Vorstadt fuhren, drangen — wie zum letzten Abschiede noch — aus allen Schenken rechts und links die Töne der Geigen und Clarinette an mein Ohr. Endlich war auch die Linie erreicht, und ich meinte nun Herr geworden zu sein über das böse Schicksal, das mich heute so unbarmherzig verfolgte.

Allein, welch ungeheure Ironie! Der Musik dachte ich zu entfliehen, und sie zog mit mir desselben Weges, ja wir waren einander nahe in dem engen Raume des Gesellschaftswagens, ohne es zu ahnen; denn kaum waren wir außer der Linie, so fing der Wagen selber, in dem ich fuhr, zu musiziren an in hellklingenden Trompetentönen, und meine Reisegefährten jubelten hoch auf vor Entzücken und Ueberraschung. Der Hütteldorfer-Gesellschaftswagen war es, auf welchen mich mein Unstern geführt hatte, unter der Unzal unserer die Stadt nach



allen Richtungen durchkreuzenden Omnibus der einzige, der, dem Zeitgeiste folgend, musikalisch ist.

Was war zu thun? Ich rief dem Kutscher zu, zu halten, allein das Geschmetter der Trompeten übertäubte meine Stimme. Endlich, nach qualvollen Dreiviertelstunden, waren wir in Hütteldorf. Ich werde mir diese musikalische Fahrt merken zeitlebens! Auch in Hütteldorf war meines Bleibens nicht, denn im Bräuhause war große Reunion, und ein junger Kapellmeister, ich weis wahrhaftig nicht mehr, wie er heißt, produzirte da zum ersten Male seine neuesten »Unterzeug-Walzer,« nebst der »Märzenbier-Galope.«

Ich eilte also den Weg wieder zurück, den ich gekommen. Ich sah mich um, und war in Hietzing. Dreivierteltakt beim Domayer, Dreivierteltakt beim Engel, Dreivierteltakt an allen Ecken und Enden! Es war zum Rasendwerden! Auf dem Lande war's ärger noch, als in der Stadt, und mir blieb nun nichts übrig, als wieder dahin zurück zu kehren. Ich bestieg ein eben zur Abfahrt bereit liegendes Linienschiff, welches mit mir und einer sehr zalreichen Reisegesellschaft dahinflog in sausendem Galopp, daß Kies und Funken stoben. Wir waren noch nicht in der Schönbrunner-Allee, als meine Reisegefährten, teutsche Handwerkspursche, das Räuberlied anstimmten, und dann Lützows wilde verwegene Jagd, und eben fingen sie wieder vom Neuen an:

»Es reiten drei Reiter zum Thore hinaus,
Trarah! Trarah! Trarah!«

als ein Seitensprung des steifbeinigen Gauls den Wagen stürzen machte, und uns Alle insgesammt über Bord warf. Alles lärmte, schrie und fluchte, nur ich allein pries im Stillen die glückliche Fügung, die mich aus diesem Chaos von Musik errettet hatte, und machte mich eiligst davon. Gerne hätte ich, auf meinem Wege nach der Stadt, in irgend einer abgelegenen Schenke zugesprochen, meine durstige Kehle zu laben, allein überall, wo ich vorüberkam, war entweder ein Harfenist, oder ein Alpensänger, oder eine Cither, oder eine Tirolerin.

So kam ich denn in die Stadt. Es schlug sieben Uhr.

Ich hatte so viel geduldet und gelitten die ganze Nacht und den ganzen Tag, daß es mir schon gleichgiltig war, was Alles noch über mich hereinbrechen würde. Ich war vor der Musik geflohen, und sie hatte mich doch erreicht. Ein kühner Gedanke durchzuckte mein Gehirn. Nicht dem höhnischen Spiele des Zufalls wollte ich mich mehr Preis geben, ich selber wollte den gefürchteten Dämon aufsuchen in seiner Höhle, und — komme, was da wolle — den bitteren Becher leeren bis auf den letzten Tropfen. Ich wollte männlich untergehen in dem Kampfe mit meinem Schicksal!

Einen Augenblick später, und ich stand im — Theater. Ich weis nicht zu sagen, was ich gehört, was ich gesehen, ich weis nur, daß unglaublich viel gesungen und musizirt wurde. Wenn ich jetzt so das Publikum wäre, dachte ich plötzlich bei mir, ich würde der ganzen Geschichte ein schnelles Ende machen, und, gleichsam, als wenn mein Gedanke die Kraft eines Zaubers gehabt hätte, ver-

nahm ich mit einem Male bald hier, bald dort ein lautes Zeichen des Mißfallens, und deren immer mehr und mehr, bis die ganze große Masse des Publikums, endlich einmal erfaßt von einem gerechten Unwillen über die schnöde Verunglimpfung einer ihm so liebgewordenen, theuren Kunst, ein concertantes Tutti von Zischen, Lachen, Trommeln und Pfeifen anstimmte, welches sich, gleich des Meeres empörten Wogen, über die armen Sänger und Musiker hinwälzte, und dem Schöpfer dieses unsterblichen Werkes die Sucht, seinen dunklen Namen berühmt zu machen, gewiß für alle Zukunft benommen haben muß!

Ich verließ das Theater.

Auf der Erde wußte ich keinen Ort mehr, wo man vor der Musik sicher ist; ich versuchte es daher unter der Erde, im — Elisium. Aber da kam ich erst recht an! Nicht weniger, als sechs Musikbanden waren da aufgestellt, die sich in immerwärender Thätigkeit befanden, und lärmten und tobten, daß ihnen das enge Kellergewölbe schier zu enge wurde. Zurück konnte ich nicht vor Gedränge, ich mußte daher schon die ganze Runde machen, wozu ich eine gute Stunde brauchte, und erst als ich wieder aus diesem Musikschacht emporfuhr, gewann ich meine Besinnung wieder.

Aus dem Elisium gerieth ich in ein Kaffehhaus, den einzigen öffentlichen Ort, wo man derzeit noch von Musik verschont wird. Allein ich kam gerade zurecht zu sehr heftigen Debatten, welche zwischen mehreren jungen Herren über den Donizetti geführt wurden, und zog mich, ohne weiter zuzuhören, in ein Nebenzimmer zurück. Hier end-

lich war es ganz still und ruhig, und ich beschloß, mich hier von so vielen musikalischen Leiden zu erholen. Ich verlangte ein Glas Punsch und eine Zeitung. Beides wurde gebracht, als ich aber die Zeitung zur Hand nahm, was las ich? — »Allgemeine Wiener-Musikzeitung!« — Auch in stummen Tönen verfolgst du mich, unerbittlicher Dämon? laß' ab, mich zu quälen, nimm mein Leben, mein Alles, — nur mit dem Worte Musik verschone mich, nur diese Nacht! — —

Ich riß mich empor in wilder Verzweiflung, — meine Geduld war erschöpft, — ich seufzte schwer auf, — da klangen wieder die Walzer in meine Ohren, und das einförmige Scharren tanzender Füße, und das dumpfe Gemurmel menschlicher Stimmen, — ich schlug die Augen auf und — erwachte; es war heller lichter Morgen. Das Mährchen aber von der verzauberten Musikstadt? — ich hatte es geträumt.

A.

Das Wiener allgemeine Witwen- und Waisen-Pensions-Institut.

Die Gründung dieses Instituts fällt in das Jahr 1823. Es fand gleich damals vielfache Theilnahme im Publikum, denn im ersten Jahre schon traten ihm 1026 Mitglieder bei. Binnen der nächstfolgenden sechs Jahre, 1824 bis 1829, vermehrte sich diese Anzal um das Doppelte, so daß mit dem Abschlusse dieses Institutsjahres der Anstalt im Ganzen 2315 Mitglieder beigetreten waren, von denen im Laufe dieser Jahre 151 theils durch Absterben, theils durch freiwilligen Austritt oder Löschung hinwegfielen, so daß Ende 1829 der effektive Stand der Mitglieder 2164 betrug. Der effektive Stand der Pensionisten betrug mit dem Schlusse dieses Jahres 56 Witwen und 6 Waisen, an welche bis zu diesem Zeitpunkte die Summe von 47,197 fl. 13 kr. C. M. an Pensionen hinausgezalt worden war, und zwar:

Im Jahre 1823	. . . .	402 fl.	13 kr.
» » 1824	. . . .	1195 »	50 »
» » 1825	. . . .	2044 »	10 »
» » 1826	. . . .	3534 »	10 »
» » 1827	. . . .	6960 »	50 »
» » 1828	. . . .	13300 »	— »
» » 1829	. . . .	19760 »	— »
	Zusammen	47197 fl.	13 kr.

Um diese Zeit war es, wo sich durch die im Verkaufe der Jahre entdeckten Gebrechen der ursprünglichen Statuten, welche die Einzalungen der Mitglieder auf einen viel zu geringen Betrag festgesetzt und denselben auch viel zu ausgedehnte Vergünstigungen zugestanden hatten, eine neue und gänzliche Regulirung des Instituts als unabweislich darstellte, wenn man die Existenz desselben auch für die Zukunft sichern, die Rechte der Mitglieder und ihrer Angehörigen ungeschmälert erhalten, zugleich aber das schwankend gewordene Vertrauen des Publikums vom Neuen befestigen, und so dem Institute wieder neue Theilnehmer gewinnen wollte. Daß man sich über die Mängel des ursprünglich dem Institute zum Grunde gelegten Planes keine Illusionen machte, daß man die Nothwendigkeit einer totalen Reform so bald erkannte, und daß man hieraus auch kein Geheimniß machte, sondern die größtmöglichste Oeffentlichkeit hiebei beobachtete, gereicht den damals an der Spitze des Unternehmens gestellten Männern zur Ehre, und muß jetzt um so mehr anerkannt und gewürdiget werden, als es ihren eben so thätigen, als uneigennützigen Bemühungen, ihrem schönen und edlen Eifer für einen humanen Zweck nun wirklich gelungen ist, die Anstalt auf solche Grundlagen zu stellen, welche nicht allein deren Fortbestehen verbürgen, sondern auch für die Zukunft noch glänzendere Resultate mit aller Sicherheit erwarten lassen.

Die Verhandlungen über die Regeneration des Instituts, bei welchen die Erfahrungen und Rathschläge der er-

sten und vorzüglichsten Autoritäten in diesem Fache gewissenhaft benützt wurden, dauerten mehrere Jahre, und die im Jahre 1838 kundgemachten neuen Statuten haben, nach der sorgfältigsten Prüfung in Beziehung sowol auf die ihnen unterlegte Berechnung, als auch vom Rechtsstandpunkte aus, nunmehr auch die allerhöchste Sanktion erhalten. (Allerh. Entschließung Sr. k. k. Majestät vom 23. November 1839.)

Daß wärend der Zeit, als die Frage über den Fortbestand des Instituts noch schwebte, und von mancher Seite her dessen gänzliche Auflösung, die Einverleibung der bereits vorhandenen Pensionisten in eine andere, größere solche Anstalt, und sohin eine Vertheilung des ganzen, dann noch übrig bleibenden Stammkapitals unter sämmtliche Interessenten in Antrag gebracht, und vielfach daran gezweifelt worden war, ob es noch möglich sei, das sinkende Schiff, dem Alles den sicheren Untergang profezeihte, zu retten, — daß wärend dieser Zeit die Theilnahme an einem Vereine, der, wenn er bestehen und gedeihen soll, das Vertrauen des Publikums zu allererst bedarf, abnehmen mußte, war wol eine ganz natürliche, leicht vorauszusehende Folge des ungewissen und prekären Zustandes, in welchem er sich damals befand, der aber nun — Dank sei es den aufopfernden Bemühungen jener Männer, welche mit kräftiger Hand und schönem Vertrauen auf die Vorsehung das Steuerruder ergriffen! — glücklich beseitiget worden ist.

Indessen fehlte es auch in diesen Jahren nicht an neu hinzutretenden Mitgliedern, denn von 1830 bis Ende 1834,

in welchem Jahre die Aufnahme neuer Mitglieder suspendirt wurde, traten dennoch 259 neue Mitglieder dem Institute bei, und 7 von inzwischen Ausgetretenen ließen sich wieder neuerdings aufnehmen. Es wurden in diesen 5 Jahren, von 1830 bis einschlüssig 1834, an Pensionen ausbezalt:

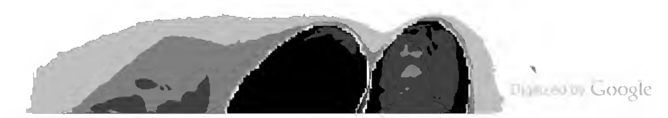
Im Jahre 1830	27416	fl.	40 kr.
» » 1831	38894	»	35 »
» » 1832	56287	»	30 »
» » 1833	63233	»	20 »
» » 1834	54373	»	10 »
Zusammen	240205	fl.	15 kr.
was mit Hinzurechnung des obenangeführten Betrages von	47197	»	13 »
die namhafte Summe von	287402	fl.	28 kr.

C. M. gibt, welche die Pensionisten im Zeitraume der ersten zwölf Jahre bezogen.

In den Jahren 1835, 1836 und 1837 blieb die Aufnahme neuer Mitglieder fortwärend suspendirt, doch wurden in dieser Zeit 5 Ausgetretene wieder aufgenommen. Die Pensionsbezüge betrugen wärend dieser Zeit:

Im Jahre 1835	57181	fl.	42 kr.
» » 1836	61232	»	42 »
» » 1837	71878	»	2 »
Zusammen	190292	fl.	26 kr.

Erst mit 1. September 1838 wurde die (damals noch, bei noch nicht erfolgter Sanktion der neuen Statuten, nur bedingungsweise) Aufnahme neuer Mitglieder gestattet,



und das Vertrauen in das Institut hatte sich bis dahin auch schon dermassen gehoben, daß noch in demselben Jahre 15, und im nächsten Jahre 36 neue Mitglieder, und von früher Ausgetretenen wieder 5 eintraten. Die Anstalt zält seit ihrem Bestehen 2625 Mitglieder und 17 Wiederaufgenommene. Ihr effektiver Stand mit dem Abschlusse des siebenzehnten Verwaltungsjahres besteht aus 1892 Mitgliedern.

An Pensionen wurde bezogen:

Im Jahre 1838	70958 fl. 35 kr.
» » 1839	90278 » 17 »
Zusammen	161236 fl. 52 kr.
was mit Hinzurechnung der früheren Summen von 1823 bis einschlüssig 1834 mit	287402 » 28 »
und von 1835 bis einschlüssig 1837 mit	190292 » 26 »
im Ganzen sich beläuft auf	638931 fl. 46 kr.

Von diesem Betrage, der 382 verschiedenen Pensionisten-Familien zufiel, bezogen blos 58 Pensionisten, die nur erst in den letzteren Jahren zum Pensionsgenusse gelangten, noch nicht den vollen Betrag derjenigen Summen an Pensionen, welche ihre versorgenden Gatten oder Väter in das Institut eingelegt hatten, wärend

53 Pensionisten mehr, als das Einfache,
44 » » » » Zweifache,
42 » » » » Dreifache,
31 » » » » Vierfache,
36 » » » » Fünffache,
22 » » » » Sechsfache,

17	Pensionisten	mehr,	als	das	Siebenfache,
11	»	»	»	»	Achtfache,
12	»	»	»	»	Neunfache,
9	»	»	»	»	Zehnfache,
7	»	»	»	»	Eilffache,
5	»	»	»	»	Zwölffache,
6	»	»	»	»	Vierzehnfache,
3	»	»	»	»	Fünfzehnfache,
4	»	»	»	»	Sechzehnfache,
4	»	»	»	»	Siebenzehnfache,
2	»	»	»	»	Achtzehnfache,
1	»	»	»	»	Neunzehnfache,
2	»	»	»	»	Einundzwanzigfache,
1	»	»	»	»	Zweiundzwanzigfache,
1	»	»	»	»	Dreiundzwanzigfache,
2	»	»	»	»	Sechsundzwanzigfache,
1	»	»	»	»	Neunundzwanzigfache,
1	»	»	»	»	Einunddreißigfache,
1	»	»	»	»	Vierunddreißigfache.

Das ursprüngliche Ausmaß der Pensionen betrug jährlich 600 fl. C. M. für die erste, 300 fl. für die zweite, und 150 fl. für die dritte Klasse. In den Jahren 1833 und 1834 sah man sich bemüßiget, selbe auf *zwei Drittheile* herabzusetzen. Nach diesem Ausmaße werden die Pensionen noch fortwärend hinausbezalt, und es soll, — der neugetroffenen Einrichtung nach, — damit so lange fortgefahren werden, als die *sämmtlichen Jahreseinkünfte* des Instituts hiezu auslangen, wenn dies aber nicht mehr der Fall wäre, so wird die jährliche *Divi-*



bende aus sämmtlichen Einkünften unter die Pensionisten, je nach Verhältniß der drei Pensions-Klassen, zu vertheilen sein.

Eine große Bürgschaft für den künftigen Fortbestand des Instituts liegt in dem Vorhandensein eines namhaften und wohlversicherten Kapitals, schon derzeit im Betrage von mehr, als einer Million, und in dem aufgestellten Grundsatze, dieses Kapital, welches sich von Jahr zu Jahr auch immer vermehren muß, für unantastbar zu erklären.

Mit Abschluß des siebenzehnten Verwaltungsjahres, Ende Jänner 1840, wies die Gesellschaft ein reines Vermögen von 1,089,057 fl. 27 kr. C. M. aus, und obgleich im Jahre 1839 um 19,319 fl. 42 kr. mehr an Pensionen ausbezalt wurde, als im Jahre 1838, so zeigte sich im Vermögensstande eine Vermehrung von 35,049 fl. 20 kr. C. M. im Vergleiche zu dem im Jahre 1838 vorhanden gewesenen Kapitale. Und doch war in diesen beiden Jahren der Beitritt neuer Mitglieder noch sehr gering gewesen!

Was für Resultate lassen sich erst dann erwarten, wenn — wie zu hoffen steht — mit dem allmählig wiederkehrenden Vertrauen des Publikums auch dessen Theilnahme von Jahr zu Jahr sich steigern, und hiedurch der Fond der Gesellschaft, der jetzt schon so bedeutend ist, sie vor allen Wechselfällen des Zufalles und unglücklichen Conjunkturen sicher stellen wird.

Die neu eintretenden Mitglieder scheinen zwar, bei einer flüchtigen Ansicht der Sache, gegen die schon vorhan-

denen einigermassen im Nachtheile zu sein, indem ihnen nicht die gleichen Begünstigungen zugestanden werden konnten, welche man freilich auch den auf die alten Statuten sich berufenden älteren Mitgliedern nach dem Prinzipe eines strengen Rechts nicht entziehen durfte, und indem von den Neuen größere Beiträge gefordert werden, als nach den alten Statuten bestimmt waren; allein bei näherer Prüfung wird auch nicht zu verkennen sein, daß auch mannigfache und wirkliche Vortheile für sie resultiren, und daß sie weit besser gestellt sind, als wenn sie für sich allein eine neue Gesellschaft gegründet haben würden. Unter der eben ausgesprochenen Voraussetzung hätten sie immer nur auf die Nutzungen eines solchen Kapitals einen Anspruch, welches sich aus ihren eigenen Einlagen bildete, wärend sie jetzt auch an dem Vermögen der alten Gesellschaft, von mehr, als einer Million, partizipiren, welches Vermögen, von Jahr zu Jahr sich steigernd, noch überdies in späterer Folge, wenn einmal die alten Mitglieder und Pensionisten vom Lebensschauplatze abtreten, ganz in ihr Eigenthum übergehen, und mit Hinzurechnung der von ihnen geleisteten größeren Einlagen, ein namhaftes, imposantes, alle Garantien der Sicherheit darbietendes Kapital bilden muß.

Möge daher dieses humane Institut, dem bisher schon so viele, ihres Versorgers beraubte Familien ihre Unterstützung verdanken, fortan neu aufblühen und gedeihen, und in seiner kräftigeren Entwicklung dem Publikum wieder das volle Vertrauen einflößen, welches für das Bestehen einer solchen Anstalt eine so unerläßliche Bedingung

ist. Mögen insbesondere diese Blätter dazu beitragen, eine richtige Würdigung der durch die Reorganisirung der Gesellschaft eingeführten Verhältnisse zu verbreiten, und so der Anlaß werden, daß viele neue Mitglieder sich ihr anschließen. Bei den unglücklichen Wechselfällen, denen man im Leben oft ausgesetzt ist, gewährt doch nichts eine grössere Beruhigung, als die Zukunft der Seinen sicherzustellen, und einst mit dem Bewußtsein aus diesem Leben zu scheiden, daß des Lebens treue Gefährtin, die theuren Kinder durch die Versorgung, die man ihnen gründete, wenigstens vor dem drückenden Mangel geschützt sind! Nicht kann ich es mir versagen; jenen Männern, welche mit so unverdrossenem, uneigennützigem Eifer an dem Wiederaufbaue dieses Instituts arbeiteten, und dieser Arbeit Jahre hindurch viele Nächte opferten, ohne auch nur auf den geringsten Entgelt einen Anspruch zu machen, hiemit öffentlich die wärmste Anerkennung, den tiefgefühltesten Dank darzubringen. Sie haben im Interesse echter Humanität gewirkt, und die Thränen, die sie getrocknet, das dankbare Gebet der Witwen und Waisen werden einst lauter sprechen, als manche glänzende That des Ruhmes! —

Von dem Zwecke ausgehend, so viel als möglich zur größeren Bekanntwerdung und Verbreitung eines so gemeinnützigen Instituts beizutragen, dürfte es angemessen sein, die wesentlichsten Punkte aus den neuen Statuten hier anzuführen.

Die Anstalt besteht aus drei Pensionsklassen, deren Ausmaß vorläufig nicht in einer bestimmten Ziffer festgesetzt, sondern einstweilen, zur Erlangung um so größe-

rer Zuversicht, Jahr für Jahr nur in der aus den sämmtlichen Einkünften des Instituts sich ergebenden Dividende ausgezalt, in der Folge aber sich auf den für die Zukunft angenommenen Maßstab in der Weise erheben wird, daß

für die erste Klasse eine jährliche Pension von 600 fl.
» » zweite » » » » » 300 fl.
» » dritte » » » » » 150 fl.

in Conventions-Münze entfallen wird. Mit der Dividenden-Zalung wird so lange fortgefahren, bis die sämmtlichen Einkünfte zur Deckung aller Pensionen in dem obigen Normal-Ausmasse hinreichen werden. Von diesem Zeitpunkte an tritt, mit dem allmählichen Absterben der alten Pensionisten, das vorhandene Stammvermögen der gesammten Gesellschaft nach und nach völlig für die neuen Mitglieder in Wirksamkeit, so daß für die Zukunft eine Erhöhung der Pensionen selbst über das Normal-Ausmaß mit Zuversicht zu erwarten ist. Vorläufig geschieht die Auszalung der Pensions-Dividenden nach den von drei zu drei Jahren vorzunehmenden Bilanzirungen der Kasse *).

(§ 2.)

Aufnahmsfähig ist jeder zur selbstständigen Vermögensverwaltung berechtigte Mann, der seinen bleibenden Aufenthalt in den österreichischen Staaten hat. Minderjährige brauchen die Einwilligung des Vaters oder der Obervormundschaft. Ganz ausgeschlossen sind:

---

*) So ist für die Jahre 1840, 1841 und 1842 die Pension für die erste Klasse mit 400 fl., für die zweite mit 200 fl., für die dritte mit 100 fl. bemessen worden.

a) Jünglinge unter 14 Jahren;
b) Männer über 70 Jahre;
c) Männer, deren Gattinen (nach Ausweis einer besonderen Alterstabelle) mit denselben in einer zu bedeutenden Alters-Differenz stehen;
d) Militärpersonen, vor dem Feinde dienend, nebst den Feldärzten;
e) Personen, die sich dem Seedienste widmen. (§ 3.)

In den Aufnahmsgesuchen ist die gewählte Pensionsklasse zu bezeichnen, und ausdrücklich zu erklären, daß man sich den neuen Statuten und den künftigen Gesellschafts-Beschlüssen unterwerfe. Ausserdem hat man eine Tabelle zum Ausweise über seine persönlichen Verhältnisse, seinen, der Gattin und der Kinder Tauf- oder Geburtsscheine, den Trauungsschein, ein obrigkeitliches Zeugniß (zur Bestätigung des Berufs-Charakters), und ein ärztliches Zeugniß beizulegen. (§ 4.)

Binnen drei Monaten vom Tage des Aufnahmsbescheides ist die erste statutenmäßige Zalung zu leisten, und der erste Tag des Monats nach geleisteter erster Einzalung wird dann als der Zeitpunkt des wirklichen Eintritts angesehen. Wer nicht binnen den drei Monaten zalt, muß dann ein neues Gesuch einreichen. (§ 6.)

Den Pensionsanspruch erlangt man nur für die erste Gattin, für die mit ihr erzeugten oder bereits in das Institut mitgebrachten ehelichen Kinder. (§ 7.)

Die zu leistenden Zalungen bestehen:

1. In einer Kapitals-Einlage (Aufnahms-Gebühr), welche je nach dem Altersunterschiede der Ehe-

gatten in einer eigenen Tabelle berechnet wird; und

II. in einem jährlichen Beitrage mit 32 fl. für die erste, 16 fl. für die zweite, 8 fl. für die dritte Klasse. Die Aufnahms-Gebühr zalt man entweder gleich ganz, oder (mit Vergütung der 6percentigen Zinsen) in zwölf vierteljährigen Raten. (§ 8.)

Unter gewissen Modalitäten ist auch der Uebertritt in eine höhere, und der Rücktritt in eine geringere Pensions-Klasse gestattet. (§§ 10 und 11.)

Die Rechte eines Mitgliedes erlöschen:

1) Mit seinem Tode;
2) bei einer auf unrichtige oder falsche Grundlagen geschehenen Aufnahme;
3) durch Zalungsversäumniß;
4) durch den freiwilligen Austritt; (wobei natürlich nichts rückvergütet wird);
5) beim Verluste der Staatsbürgerschaft durch Auswanderung;
6) durch Begehung eines Verbrechens, wenn seine Angehörigen nicht selber forteinzalen; und
7) durch Uebertritt in den Militär- oder Seedienst. (§ 13.)

Damit die Witwe und die Waisen zum Pensionsgenusse gelangen, muß das Mitglied drei volle Kalenderjahre, vom Zeitpunkte seiner wirklichen Aufnahme in das Institut an gerechnet, gelebt haben. Auch mußte man beim Tode noch wirkliches Mitglied der Anstalt sein, man mußte seine Verehlichung ordnungsmäßig angezeigt, und die Ehe mußte rechtsgiltig bestanden, auch durfte die Hei-



rat nicht wärend einer bedenklichen Krankheit, am Todenbette, oder in der Kriminaluntersuchung Statt gefunden haben. (§ 14.)

Die Witwe erhält beim Tode des Mannes den ganzen Pensionsgenuß, wenn keine Kinder da sind; sonst erhält sie nur die Hälfte, und die Kinder beziehen die andere Hälfte. Leben blos Kinder, so erhalten diese die ganze Pension. Die Behebung geschieht vierteljährig. (§ 16.)

Durch Wiederverehelichung verliert die Witwe die Pension, doch tritt sie, wenn sie abermals Witwe wird, wieder ein. (§ 18.)

Die Pension der Waisen dauert bis zum vollendeten zwanzigsten Lebensjahre derselben. Hat eine der Waisen das zwanzigste Jahr vollendet, so fällt die Pension den übrigen jüngeren Geschwistern allein, nach erreichtem Normalalter des Jüngsten derselben, aber der Mutter zu. Stirbt die Mutter vor der Zeit, so fällt die ganze Pension auf die überlebenden Waisen bis zu deren Normalalter *).

Die Mitglieder des Ausschußes und der Direktion leisten ihre Dienste unentgeltlich. (§ 30.)

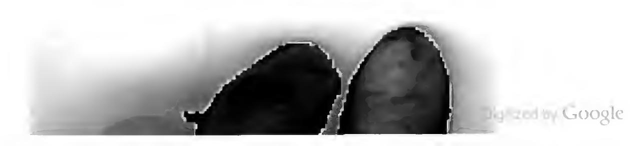
Durch besondere Begünstigung Sr. Majestät ist auch den Beamten aller Kategorien gestattet, an diesem Institute, unbeschadet der ihren Witwen und Waisen aus ihrem Dienstverhältnisse zukommenden Pensionen, Theil zu nehmen. (§ 36.)

---

*) Es bleibt daher die ganze Pension immer in der Familie, so lange eine Witwe oder eine noch nicht zwanzigjährige Waise vorhanden ist.

Dies die wesentlichsten Punkte aus den neuen Statuten. Wer sich näher von der Sache unterrichten will, dem wird in der Gesellschaftskanzlei (in der Stadt, am neuen Markte Nr. 1054) mit aller Bereitwilligkeit alle nur mögliche Aufklärung ertheilet werden.

A.



Das Elysium.

Virgil, der Sänger der Aeneide, erzält uns viel schöne und seltsame Dinge von dem Elysium der Alten, dem Aufenthalte der »frommen Geister,« die sich da versammelten in duftenden Lorbeerhainen, auf grünen Wiesen und Rosenfeldern, und an rieselnden Quellen, mit Lust und heiterem Spiel' die Zeit verscherzend, und sich erfreuend an Tanz, Gesang und Wettkampf. Ein ewiger Frühling schwebte über den Gefilden, verbannt und vergessen war da jede Sorge des mühevollen Erdenlebens, und die Seelen, die da wandelten, strotzten von frischer, blühender Jugendkraft.

Auch unser Elysium liegt, wie jenes der Alten, tief im dunklen geheimnißvollen Schoße der Erde, und hat, wie jenes auch, seinen Charon, der den Ankömmlingen das Fährgeld abfordert, ohne welches ihnen der Eingang in den »Ort der Seligen« für immer verwehrt bleibt. Nur müssen damals noch keine so theuren Zeiten gewesen sein, denn der Kassier begnügte sich mit einem — Pfennige, und führte um diesen »festgesetzten Preis« selbst im schlechtesten Wetter seine Passagiere über den Styx. Das war nun freilich ein bedeutender Vortheil, allein dagegen hatte man wieder die Unbequemlichkeit, daß man sich, am jenseitigen Ufer angelangt, einer äußerst sonderbaren Man-

pulation aussetzen mußte, welche in nichts Anderem bestand, als daß sich die reisenden Seelen »einige Zeit in freier Luft aufhängen und ausfächeln, oder im Wasser aussieden, oder im Feuer ausbrennen lassen mußten.« Es ist ein Glück, daß dieser Gebrauch nicht auch bei unserem Elysium eingeführt, und daß mit dem »Pfennige,« den man erlegt, Alles abgethan ist. So eine »Reinigungs-Anstalt« würde bei uns gar seltsame Dinge zum Vorscheine bringen, von denen man sich oft nichts träumen ließe, und man könnte da leicht die solidesten Herren und Damen schockweise in den Oefen und Kesseln zusammengelegt finden.

Wer Menschen kennen lernen will, muß reisen, sagte einmal ein gelehrter Mann. Einer aber, der noch gelehrter war, sagte, daß viel Geld zum Reisen gehöre. Wenn nun Jemand gerne reisen möchte, und doch nicht Geld genug dazu hat, dem weis ich nichts Anderes zu rathen, als in's Elysium zu wandern, und hier eine kleine Reise durch die ganze Welt zu machen. So schnell und so wohlfeil reiset man nirgends. Man hat keine Anstände mit seinen Pässen und seinem Gepäcke, braucht nicht erst der fremden Länder Sprachen zu erlernen, ihre Sitten und Gebräuche zu studiren, und wird gleich überall, begrüßt von verwandten wohlbekannten Klängen, heimisch sein.

Man steigt hinab über eine blumengeschmückte Treppe. Das Erste, was einem in die Augen fällt, ist eine beleuchtete Schrift: »Das Tabakrauchen ist heute nur im gemütlichen Europa gestattet.« Man geht einige Schritte vorwärts, und ist mit einem Male in

Asien.

Getragen von riesigen Elefanten, erschließt sich uns des ersten Saales weiter Bau, und weiterhin das Zelt eines orientalischen Fürsten, in Gold und bunten Farben glänzend, beleuchtet von fantastischen Blumen, belebt von munteren Klängen der Geigen und Trompeten, bevölkert von einer Schar fröhlicher Gäste, die hier rechts und links tafeln, und den wohlbekannten Tönen der Ländler und Walzer lauschen, welche das Türken-Orchester in die Räume des Saales herniederklingen läßt. Die Musik schweigt, da erscheint Figaro, der immer rüstige Sänger, und läßt seine Laute ertönen in schrillenden Accorden, und singet uns manches Lied dazu aus längst vergessenen Tagen. Figaro speculirt mit seinen Gesängen ganz besonders auf die Sympathie des schönen Geschlechts, denn er singt nur solche Lieder, mit denen einst Pöck, der verwöhnte Liebling unserer Damen mit seinem inzwischen europäisch berühmt gewordenen Schnurbarte, so viele Herzen bezauberte und gefangen nahm. Was für beseligende Erinnerungen erwecken diese Klänge in manch' unbewachter Brust!

Nachdem man sich in diesem einen Welttheile genugsam umgesehen und gütlich gethan, setzt man die Reise weiter fort. Der Weg führt durch eine lange und schmale Straße, und wenn wir am Ende derselben angekommen sind, dringt uns in dichten Wolken Tabakqualm entgegen, und das Klingen der Biergläser und der Cither und des Alpengesanges, wie sympathisch beginnt es zu pochen in unserer Brust, — eine patriotische Ahnung durchzuckt uns, wie

der Blitz, — ja es ist kein Zweifel mehr, — wir sind im Lande der Aufklärung und Civilisation, wir sind in —

Europa.

Wenn Daum auch kein anderes Verdienst um Kunst und Wissenschaft hätte, so käme ihm doch das eine zu, eine neue geografische Eintheilung unseres Welttheils erfunden zu haben, die Eintheilung in das gemütliche und in das elegante Europa. Jenes wird durch die Taverne einer Alpenwirthschaft, dieses durch einen Tanzsaal repräsentirt. Ueberall aber herrscht Leben und Frohsinn, liebende Paare finden sich gern zusammen, dort traulich kosend unter dem schützenden Nebelschleier dampfender Pfeifen und Cigarren, hier zärtlich umschlungen im wirbelnden Reigen. Unablässig tönen die hebenden Walzer, die rauschenden Galopen, die alleinigen Herren des Platzes, — doch noch ist die Propaganda der Quadrille nicht bis in diese Räume gedrungen.

Die walzenden Paare ihrem harmlosen Vergnügen überlassend, treten wir aus dem Saale, und, im vollen Sinne des Wortes, in eine neue Welt. Wir sind in

Afrika,

dem fabelhaften Lande mit seinen Sfinxen und Pyramiden und Hieroglyfen, dem Lande, das wir die Wiege unserer Cultur nennen, und das immer noch, nach Jahrtausenden, in seinem innersten Kerne uns fremd und unbekannt ist. Wir wissen nur, daß ein eigensinniger alter Pascha dort hauset, allein auch dies würde uns wenig küm-

mern, wenn wir nicht zufälliger Weise Spekulanten wären, — wir haben auch einmal von Goldküsten gehört, die es dort geben soll, und nach diesen sehnen wir uns, — allein sonst zerfließt unser ganzes Wissen von diesem Lande in Dunst und Nebel.

Hier nun stehen wir mit einem Male inmitten all dieser Räthsel, und eine Welt von Wundern thut sich uns auf, wohin wir die Blicke wenden. Die Feenmährchen aus unseren Kindertagen tauchen wieder auf in seliger Erinnerung, jene Mährchen von den jungen schönen Prinzessinen, die als Gefangene schmachten im Serail eines alten grausamen Paschas, einsam und traurig inmitten all dieser schwelgerischen Pracht, sorgsam bewacht von dem Auge ihres strengen und argwöhnischen Gebieters, ihre Zeit in nutzlosen Spielen vertändelnd, umgeben von mißgestaltigen schwarzen Sclaven, und sehnsüchtig harrend des fernen Geliebten, der ihnen erscheine ein Retter und Befreier in Noth und Gefahr. Indessen »diese schönen Prinzessinen,« die da im Harem des Paschas schmachten, sehen insgesammt sehr froh und heiter aus, und scheinen ihr Schicksal, da unter Glas und Riegel versperrt zu sein, mit Ergebung zu tragen. Bald sammeln sie Blumen, bald kosen sie mit geschwätzigen Papageien, bald schmücken und putzen sie sich für ihren Herrn und Gebieter, der gern in ihrem frohen Kreise weilt, und sich da am liebsten von seinen Regierungssorgen, den Bastonaden, Spießungen und Kopfabschlagungen, zu erholen scheint. Er winkt, und Alles fliegt, seine Befehle zu vollziehen, er schmunzelt, und der ganze Harem schwelgt in Entzücken über dieses weltbe-

glückende Ereigniß. Wie Mancher von den tausend und tausend Zusehern, welche sich die Herrlichkeiten dieses Harems zu betrachten kommen, möchte sich nicht wünschen, so ein glücklicher Pascha zu sein. Ich aber möchte die Geschichte wissen dieser armen schönen Gefangenen, und sie dann niederschreiben, und drucken lassen mit buntgemalten Bildern, zur Belehrung für Jung und Alt.

Nachdem man sich endlich satt gesehen an diesen stummen Wundern und Herrlichkeiten, klimmt man eine Anhöhe hinan, und beschaut sich von da die Kampfspiele der Söhne der Wüste, ihre Tänze und körperlichen Uebungen. Auch damit ist man bald zu Ende, und setzt nun mit frischem Muthe die Reise weiter fort. Ein Paar Minuten, und man ist in der neuen Welt, in den Urwäldern von

Amerika.

Riesige Schlangen und allerlei seltsames Gethier bevölkern den Wald, von der Ferne her tönt das betäubende Rauschen des Niagara-Falles, der, wie mir die Nanni aus New-York schreibt, zum ewigen Angedenken an die dortige Anwesenheit der berühmten europäischen Tänzerin, jetzt den Namen Elßler-Fall erhalten soll, und tief unten windet sich eine Eisenbahn durch das Thal. Zerstreute Gruppen von keulenbewaffneten indischen Häuptlingen halten die Straßen besetzt, und wehren jedem europäischen Eindringlinge den Eintritt, den er sich nur durch den Erlag eines — Silberzehners erkaufen kann. Um diesen Preis steht es ihm erst frei, auf der Eisenbahn

einen kleinen Abstecher zu machen, nach dem fünften, von Daum erst in diesem Jahre entdeckten Welttheile, nach

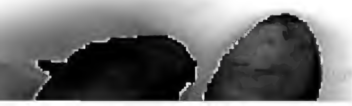
Australien,

oder er kann um diesen Preis — auch zu Fuß dahin gehen. Es lasse sich aber ja Niemand abhalten, diese Reise zu unternehmen, er wird durch das, was er sieht, reichlich für sein »Opfer« entschädiget werden. Apollo, Diana, Bachus und Pluto, die alten, längst in Pensionsstand versetzten Götter der heidnischen Mythologie, führen selber das schnaubende Gespann, und ob er sich nun anvertraue dem Feuerrosse des Höllenfürsten, oder dem getiegerten Renner des Weinspenders, oder dem leichtfüßigen Hirschen der keuschen Jagdgöttin, oder dem beflügelten Pegasus des Dichterfürsten, — er wird überall gleich gut fahren, und, wie im Fluge das fantastische Land durcheilen, durch welches der fünfte Welttheil repräsentirt wird. An Meeren vorüber und feuerspeienden Bergen, durch Höhlen und Grotten geht der rasche Zug, und rechts und links fällt der Blick bald auf riesige Pflanzen, bald auf seltsame Ungeheuer, die aus den Gebüschen verwundert hervorlugen. Daß die indischen Häuptlinge und die alten Götter zu Zeiten aus der Rolle fallen, ist ihnen wol nicht zu verargen, und erhöht zum Theile auch das Vergnügen der Gäste, denn komisch klingt es doch, wenn so ein indischer Häuptling mit seiner Federkrone gegen Pluto sich beschwert, daß er gestern im Hanserlspiel nicht glücklich gewesen, oder wenn Bachus mit einer Halben Bairisch seine Sorgen hinunterschwemmt, oder wenn Apollo der Diana

unterwegs zuruft: »Du Franzl! halt' dein Roß nit so streng über's Eck ummi.«

So ist denn nun die Reise durch die Welt vollendet. Man kehrt zurück wieder an den heimatlichen Herd, ein vielgereister Mann, ein zweiter Cook, und an langen Winterabenden finden sich die Nachbarn zusammen am lustig-flackernden Feuer des Kamins, und man erzält ihnen da von den Ländern, die man gesehen, von den seltsamen Sitten und Gebräuchen seiner Bewohner, von den Abenteuern, die man erlebt, von den Gefahren, die man bestanden, und Alles horcht hoch auf im weiten Kreise, und staunt ob dieser nie gehörten Wunder.

Welch' eine Masse von Lust und Leben ist nicht in dem engen Raume dieses »Elysiums« zusammengedrängt. Oft sogar müssen die Pforten desselben den Späterkommenden verschlossen werden, und in der That, ich begreife, wie Jung und Alt von allen Enden der Stadt in dichten Schaaren herbeieilt, sich die originellen und fantastischen Herrlichkeiten dieser unterirdischen Räume zu beschauen und sich hier, umringt von tausend und tausend fröhlichen Gesichtern, von des Tages Sorgen ein Paar Stündchen zu erholen. Kein anderer öffentlicher Unterhaltungsort versinnlichet vielleicht in dem Grade das tolle und bunte Treiben des Carnevals, wie es hier der Fall ist, und selbst der verdrießlichste Mysanthrop wird unwillkührlich in den allgemeinen Jubel mit hineingezogen werden, wenn er den närrischen Faschingszug an sich vorüberziehen, oder die Helden desselben, Götter und Bären, Wilde und Genien, Arlequins und Zauberer, Reiter und Steirerinen, unter



dem unsterblichen Gelächter der ganzen Versammlung und einem wahren Höllenlärm von Trommeln, Trompeten und Pfeifen, im rasenden Galope dahinfliegen sieht. — —

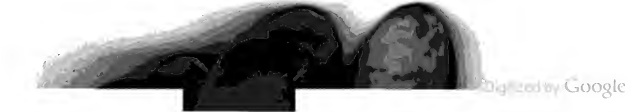
Ganz wirblicht von dem, was ich gesehen und gehört, trat ich aus dem »Haine der Seligen« hinaus in's Freie. Ich schlug mich in meinen Mantel ein, und wanderte schweigend fort durch die menschenleeren, beschneiten Straßen. Es war eine schöne, helle Nacht, rund um mich Alles still und öde. Das wirre Treiben, dem ich mich entrissen, summte mir noch in den Ohren. Da klangen vom Dome herab schnelle Glockenschläge durch die schweigende Nacht. Ich hielt an, es war — das Sterbeglöcklein! — Wem mochte es gelten? dachte ich, — wieder Einem, der hinübermußte in's — Elysium?

A.

Die Wiener Vorstädte.

Auf dem Raume, welchen jetzt 34 blühende und zum Theile reiche Vorstädte mit ihren mehr als siebentausend Häusern, und einer Einwohner-Anzal von mehr, als Dreimalhunderttausend einnehmen, standen in alter Zeit nur einzelne zerstreute Meiereien, Höfe oder Jagdhäuser, kleine unbedeutende Dörfer, und die sogenannten Lucken, von denen sich mehrere bis ganz nahe an die Thore und Mauern der Stadt erstreckten; alles Uebrige war Feld, Wald oder Weinberg. Allmählich erst vergrößerten sich diese kleinen Ansiedlungen. Man begann hier und da eine Kirche, eine Kapelle oder ein Kloster zu erbauen, und so zu ihrer künftigen größeren Ausbreitung den Grund zu legen.

So hatten sie bis zu der ersten türkischen Belagerung durch Sultan Solyman im Jahre 1529 bedeutend zugenommen, und zälten damals ungefähr 800 Häuser nebst mehreren Kirchen, Klöstern und Spitälern. Als man in Wien Kunde empfing von dem Anmarsche des feindlichen Heeres, dem nichts noch auf seinem siegreichen Zuge durch das Land der Christen Widerstand geleistet, ordnete man eiligst Alles zur Vertheidigung der Stadt, und der erste harte Befehl traf die bis nahe an die Stadt reichenden Vorstädte, welche — um nicht den Belagerern zur Schutzwehre



und zum sicheren Aufenthalte zu dienen — insgesammt niedergebrannt wurden. Die Ruinen wurden von dem türkischen Heere besetzt.

Nach aufgehobener Belagerung fing man wieder an, neuen Muth zu fassen, und bald erhoben sich wieder rings um die Stadt in noch größerer Menge und Ausdehnung die Bauten der Vorstädte. Doch trug man weislich Sorge, sie jetzt mehr von der Stadt zu entfernen, und diese selbst, durch die Vertiefung und Erweiterung des Stadtgrabens, durch die Herstellung fester Außenwerke und sämmtlicher Basteien, gegen eine ähnliche künftige Gefahr zu schützen. Die Vorstädte führten auch damals noch nicht die jetzigen Namen. So nannte man die Leopoldstadt im untern, die Rossau im obern Werd, die heutige Jägerzeile die Venediger-Au. Die Landstraße, nur aus wenigen Häusern bestehend, hieß die Nicolai-Vorstadt, St. Ulrich Zeißmannsbrunn. Von den Ziegelöfen benannte man den dortigen Grund Laimgrube. Erdberg und Mariahilf waren noch zwei Dörfer; letzteres hieß Schöff.

Anderthalb Jahrhunderte waren verflossen, und wärend dieser Zeit die Ansiedlungen um die Stadt immer größer und blühender geworden. Da zog das Türkenheer abermals (1683) gegen Wien, und zum zweiten Male traf die Vorstädte — damals bereits acht an der Zal — auf Befehl des Stadtkommandanten, des Grafen Rüdiger von Stahremberg, das harte Schicksal, daß sie sammt allen Kirchen, Klöstern und Pallästen niedergebrannt werden mußten. Ihre Bewohner flüchteten mit dem Reste ihrer Habe theils in die Stadt, theils in's weite Land, die

Türken setzten sich in den zerstörten Vorstädten fest, und richteten von dort aus ihre tödtlichen Geschosse auf die Stadt.

Auch dieser Sturm zog vorüber; aber viel herrlicher, als jemals, stiegen die zerstörten Werke aus dem Schutte empor, und jetzt — abermals nach anderthalb Jahrhunderten — stehen sie in einer Achtung gebietenden, imposanten Größe vor unseren Augen, reich und blühend, des Reiches alte Hauptstadt im weiten Kreise umschließend.

Eben jenes Ereigniß, welches ihnen vor 150 Jahren gänzliche Vernichtung brachte, hat in seinen Folgen ihren jetzigen Wohlstand gegründet. Nicht durfte man sie mehr in einem künftigen ähnlichen Falle wieder dem gleichen Lose der Zerstörung blosstellen, und um sie zu schützen, vereinigte man sie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch Errichtung der Linien nun ganz mit der Stadt. Von diesem Zeitpunkte an nahmen nicht nur die damals schon bestehenden Vorstädte an Ausdehnung zu, sondern es entstanden auch viele neue, die mit junger Kraft emporblühten. In diese Zeit fällt die Anlage eines neuen Grundes durch den Fürsten Adam von Liechtenstein, und nach ihm auch Lichtenthal genannt. Graf Malaspina gründete (1690) die Josefstadt, Graf Strozzi (1702) und Johann Thury die noch heut zu Tage nach ihnen genannten Vorstädte, der Magistrat (1713) die Vorstadt Althan durch den Ankauf des gräflich Althan'schen Gartens. Neu bebaut wurde der Grund Lerchenfeld, so genannt, weil hier der Hof sich mit dem Lerchenfange zu unterhalten pflegte. Ueberall entstanden neue Ansiedlungen und Bau-



ten, die auch bald an Pracht und Schönheit mit jenen der inneren Stadt zu wetteifern begannen.

Wie bedeutend seit jenen Tagen bis auf unsere Zeiten dieses Vorwärtsschreiten gewesen sei, ergibt sich am besten daraus, wenn man die Anzal der Häuser in kürzeren Zwischenräumen zusammenstellt und mit einander vergleicht. So zälte man im Jahre 1766 in sämmtlichen Vorstädten noch 3190 Häuser; 30 Jahre später, nemlich 1796, schon 5242, also um zwei Drittheile mehr. Bis zum Jahre 1819 waren noch über 1000 neue Häuser hinzugekommen, und jetzt beläuft sich ihre Anzal auf mehr, als 7100, ist somit in zwanzig Jahren ebenfalls um 1000 gestiegen. Das Zinserträgniß dieser Häuser sind sechs und eine halbe Million Gulden Conventions-Münze, — ihr Kapitalswerth ungefähr Einhundert dreißig Millionen Gulden.

Die 34 Vorstädte sind unter acht k. k. Polizei-Bezirks-Direktionen eingetheilt, und zwar gehören:

I. Zur Wieden die Vorstädte Wieden, Schaumburgerhof, Hungelbrunn, Laurenzergrund, Matzleinsdorf, Nikolsdorf, Margareten, Reinprechtsdorf und Hundsthurm mit 63351 Seelen;

II. zum Neubau die Vorstädte Spittelberg, St. Ulrich, Neubau und Schottenfeld mit 52619 Seelen;

III. zu Mariahilf die Vorstädte Gumpendorf, Magdalenagrund, Windmühle, Laimgrube und Mariahilf mit 42292 Seelen;

IV. zur Landstraße die Vorstädte Weißgärber, Erdberg und Landstraße mit 40634 Seelen;

V. zur Leopoldstadt die Vorstädte Leopoldstadt und Jägerzeile mit 30989 Seelen;

VI. zur Alservorstadt die Vorstädte Alsergrund, Breitenfeld und Michlbairischer Grund mit 28732 Seelen;

VII. zur Rossau die Vorstädte Himmelpfortgrund, Thury, Lichtenthal, Althan und Rossau mit 23583 Seelen;

VIII. zur Josefstadt die Vorstädte Altlerchenfeld, Josefstadt und Strozzengrund mit 23064 Seelen.

Nachstehende Uibersicht mag im Einzelnen die Häuserzal, das Zinserträgniß und die Bevölkerung unserer Vorstädte nach den Resultaten der neuesten Zeit nachweisen. Der Rubrik der »Bevölkerung« stelle ich noch überdies den Stand derselben vor 20 Jahren zur Seite.

	Anzal der Häuser:	Zinserträgniß:	Jetzige Bevölkerung:	Vor 20 Jahren:
1. Wieden	903	963729	41706	23672
2. Leopoldstadt	668	831138	27976	21162
3. Landstraße	654	717506	30186	21488
4. Schottenfeld	503	412431	21113	16393
5. Gumpendorf	424	298276	15342	9915
6. Erdberg	412	102876	8297	6986
7. Alsergrund	329	416967	21503	13206
8. Neubau	328	384185	18274	14825
9. Altlerchenfeld	239	132706	9511	7988
10 Lichtenthal	211	89946	7410	6884
11. Josefstadt	209	265142	10926	8840
12. Laimgrube	196	239638	9735	8335
13. Rossau	176	147409	7189	5541
Fürtrag	5242	5001949	229168	165235



	Anzal der Häuser:	Zinsertrágniß:	Jetzige Bevölkerung:	Vor 20 Jahren:
Uebertrag	5242	5001949	229168	165235
14. Margareten	175	103189	6283	4988
15. Hundsthurm	160	70957	5045	2946
16. Mariahilf	158	295202	10640	9757
17. St. Ulrich	155	163845	7526	6122
18. Spittelberg	146	121269	5706	5133
19. Matzleinsdorf	131	42280	3036	2654
20. Thury	118	58147	4255	3970
21. Windmühle	110	110473	5032	4515
22. Weißgärber	110	47110	2151	1580
23. Breitenfeld	93	69577	4645	3816
24. Schaumburgergrund .	93	41351	2704	1949
25. Himmelpfortgrund . .	86	50772	3772	3262
26. Jägerzeile	67	104827	3013	1666
27. Strozzengrund	57	49331	2627	2124
28. Nikolsdorf	48	23175	1743	1285
29. Michlbairischer Grund .	39	31007	2584	1673
30. Magdalenagrund . .	38	17984	1543	1228
31. Althan	38	14089	957	821
32. Reinprechtsdorf . . .	24	9845	831	659
33. Laurenzergrund . . .	16	7586	589	502
34. Hungelbrunn	11	19992	1414	1149
Zusammen	7125	6453957	305334	227034

Die Bevölkerung unserer Vorstädte ist somit in dem Zeitraume von zwanzig Jahren um 78300 Seelen, beinahe um ein ganzes Drittheil, gestiegen. Sie ist beinahe sechs Mal so stark, als jene der inneren Stadt, welche sich derzeit auf 52593 Seelen beläuft. Das Zinserträgniß der

Vorstädte verhält sich zu jenem der Stadt, (welches in neuester Zeit mit 4,818637 Gulden C. M. ausgewiesen erscheinet,) wie 3 zu 2. Vor fünfzig Jahren belief sich das Zinserträgniß der Stadt und sämmtlicher Vorstädte nicht einmal auf drei Millionen Gulden, und hat sich daher seit dieser Zeit vervierfacht.

Nach Voraussendung dieser allgemeinen Uebersicht, gedenke ich in den nächsten Heften dieser Schrift jeder einzelnen Vorstadt einen eigenen Aufsatz zu widmen, welcher die Geschichte ihrer Entstehung, ihre Schicksale im Laufe der Zeiten und eine Schilderung ihrer gegenwärtigen Verhältnisse enthalten soll.

A.

Johanna d'Arc.

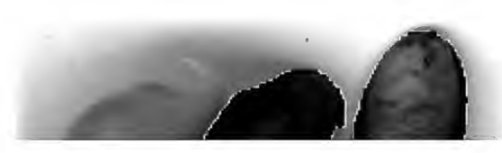
Romantische Oper in drei Akten,

nach Schiller's Tragödie gedichtet von Otto Prechtler,

Musik von J. Hoven.

Es ist heut zu Tage ein sehr schwieriges Geschäft, über eine teutsche Oper ein Urtheil zu fällen. Hält man sich an die glänzenden und stolzen Erinnerungen einer längst entschwundenen Kunstperiode, welche in schneller Aufeinanderfolge so viele große und außerordentliche Werke in's Leben rief, eine neue Aera des Geschmackes schuf, und die Herrlichkeit des teutschen Namens auch in der Musik in alle Welt verbreitete, so läßt man sich nur zu leicht verführen, allen Bestrebungen der Neueren hart und feindselig entgegen zu treten, ohne Rücksicht, ob man dadurch manchem berufenen Talente, welches, der Pflanze gleich, der Sonne Licht bedarf, um zu gedeihen, die fernere Lust am Schaffen verkümmere. Man hat leicht reden, wenn man, zur Entschuldigung für herben, absprechenden Tadel, sich auf den alten Satz beruft: der wahre Genius breche sich schon die Bahn, und dringe siegreich durch alle Hindernisse, die sich ihm entgegenthürmen. Der Satz ist oft erprobt, — ob auch wahr, möchte schwer zu entscheiden sein, denn er gilt doch nur von Jenen, die sich siegreich durchgekämpft haben, — von denen, deren

Talent unterging in dem ungleichen Kampfe, die, entmuthiget durch ein einmaliges Mißlingen, der gefährlichen Oeffentlichkeit entsagten und die Stimme des »Gottes im Busen« durch übertriebene Furcht und Aengstlichkeit, durch den Mißmuth über ihre fehlgeschlagenen Hoffnungen für immer übertäubten, von denen schweigt unsere Erfahrung, und wir wissen nicht, wie vielen herrlichen, schönen, großen musikalischen Geistern die in allen ihren Schöpfungen verschwenderische Natur vielleicht das Dasein gegeben, die Laune des Glückes es nicht gefristet hat. Freilich käme man bei einer solchen Ansicht am Ende dahin, die ganze Kritik, deren Prinzip seit jeher ein verneinendes war, als etwas Nutzloses, Ueberflüssiges, ja Kunstschädliches aus der Welt zu verbannen, und doch lehrt die Erfahrung, daß gerade sie es ist, die den schaffenden Künstler zu immer größerer Vervollkommnung anspornt, ihn seine Fehler erkennen und vermeiden lehrt, die sich vermittelnd zwischen den Künstler und das Publikum stellt, den Sinn für das Edlere, Höhere zu beleben, die Erscheinungen der Kunst auf allgemein giltige Prinzipien zurückzuführen sucht, und ganz vorzüglich dadurch dem wahren Künstler und dem Publikum wesentliche Dienste leistet, daß sie, das Schlechte und Verwerfliche mit den blitzenden Waffen des Wortes verfolgend, und die sich immer kecker hervordrängende Schar der Talentlosen unerbittlich in ihr Nichts zurückweisend, Raum schafft für die Erzeugnisse der Besseren, welche sonst, überwuchert von so vielem Unkraute, auf eine klägliche Weise verkümmern müßten. Der Schade, den die Kritik unbe-



wußt stiftet durch die Unterdrückung noch unbekannter Talente, dürfte durch die großen Dienste, welche sie schon vorhandenen Talenten leistet, wol aufgewogen, und sie immerhin noch bis zu dem, vielleicht nie eintretenden, Zeitpunkte beibehalten werden, wenn einmal die Künstler und das gesammte Publikum zu einem so innigen und klaren Verständnisse des Schönen gelangt sind, daß auch die beste Kritik ihnen nichts Neues mehr darüber zu sagen wüßte.

Man muß daher uns Kritikern bei dem lebhaften Interesse für ausgezeichnete Erscheinungen der Kunstwelt, denen wir in unserem oft traurigen Geschäfte so manche Stunde der Erholung, Erheiterung und Freude verdankten, es schon zu Gute halten, wenn wir in unseren Erörterungen über die neuere teutsche Musik nur immer wieder auf unsere alten Meister zurückkommen, und wenn wir mit den frommen Wünschen, die wir so schwer unterdrücken können, und mit dem Lobe der Vergangenheit, das uns immer auf den Lippen schwebt, den Jüngeren nahe treten, oft vielleicht mehr, als recht und billig. Deshalb ist es jetzt so schwer, ein Urtheil über eine teutsche Oper zu fällen; denn wie man in dem einen Falle durch Vergleiche mit der Vergangenheit sich leicht zu Ungerechtigkeiten verleiten läßt, ebenso leicht geschieht es dann wieder, daß man, wenn man einmal gar nicht mehr an die Alten denkt, sondern nur das Neue mit dem Neuen vergleicht, bei besseren Werken manchmal zu einem viel zu eifrigen Lobredner wird, sich dem Eindrucke des Moments zu willfährig überläßt, und nach der Hand mit seinem ästhetischen Gewissen in Zwiespalt geräth.

Immerhin aber darf selbst die strengere Kritik einem Werke ihre warme und offene Anerkennung nicht versagen, welches — wenn auch noch ferne stehend von dem, was man das Ideale in der Kunst nennt — Talent verräth, frisches, blühendes Talent, Talent in einer Zeit, die so oft sich bemüßiget sieht, schülerhafte, unverständliche Arbeiten talentloser Sudler und die mit schwerem Gelde erkauften seichten und wahrheitswidrigen Lobhudeleien solcher Arbeiten mit gerechtem Zorne zurückzuweisen. Ein wahres Talent gilt doppelt in solcher Zeit, und schützend ihm zur Seite zu stehen, rechne ich zu den ersten Pflichten, zu einem der schönsten Rechte der besseren Kritik. Ein solches Talent aber ist Hoven, der Kompositeur der »Johanna d'Arc«.

Nicht berufen zwar soll sich die Kritik, die nach bestimmten Regeln und Gesetzen, nicht nach dem Erfolge richtende, auf das Urtheil des Publikums, allein sie weis, daß dieses Publikum das Wiener ist, dessen Ausspruch in musikalischen Dingen seit jeher als ein sachkundiger, gewissenhafter, strenger und unparteiischer anerkannt wurde und noch gilt, und deshalb kann sie es nicht unterlassen, ihrem eigenen Berichte über die Oper, die Thatsache des entschieden günstigen Erfolges derselben voranzusenden.

Hoven hatte schon früher eine Oper geschrieben, »Turandot,« die Talent verrieth, und als erster Versuch in einem so großen und schwierigen Genre der Komposition immerhin Anerkennung verdiente. Die schönen Erwartungen, welche sein Talent damals erregte, sind nunmehr durch sein zweites Werk, — wenn auch noch keineswegs

vollständig erfüllt, — doch wenigstens in der Art gerechtfertigt worden, daß sich in dieser zweiten Oper ungleich mehr Sicherheit im Erfassen des Stoffes, größere Kenntniß des scenischen und dramatischen Effekts, weit mehr Charakteristik, und größere Freiheit in der Gestaltung des musikalischen Ausdrucks, je nach dem Zwecke und Bedürfnisse einer großen tragischen Oper, kund gaben. Die Auffassung der Situationen ist durchgehends verständig und geistreich, und sucht in der Wahl der Motive, durchdrungen von der Wichtigkeit und höheren poetischen Bedeutung eines solchen Stoffes, jene Gemeinplätze sorgsam zu vermeiden, die in den modernen Opern, eine und dieselbe Melodie dem höchsten tragischen Affekte und der lustigsten Situation anpassend, alle Charakteristik verdrängt, und hiedurch am allermeisten den Geschmack des Publikums verdorben haben.

Am consequentesten ist, meiner Ansicht nach, diese Richtung in der Rolle der Jungfrau durchgeführt worden, die sich, vom Komponisten mit einer besonderen Vorliebe behandelt und Scene für Scene mit schönen Musikstücken bedacht, als ein vollständig in sich abgeschlossenes Ganzes darstellt, und eben hiedurch fast ausschließend das Interesse des Zuhörers beschäftiget. Die übrigen Charaktere der Handlung, ohnehin fast nur passiver Natur, sind mehr fragmentarisch, in flüchtigen Umrissen behandelt, und gelangen auch nur abwechselnd zu einer dramatischen Wirksamkeit. Daraus erkläre ich mir auch, daß der Gesammteindruck der Oper, die doch so reich ist an schönen Momenten und wohlberechneten musikalischen Effekten, nicht jene Begeisterung erzeugt, welche einem so großartigen Stoffe entspräche.

Es sind freilich jetzt die Zeiten nicht mehr, wo man die Vorzüglichkeit einer Oper nach der harmonischen Uebereinstimmung aller einzelnen Theile zu einem kunstgeregelten Ganzen beurtheilt wissen will; man zält auf, wie viele gute Musikstücke jeder Akt enthält, und wenn deren auch nur eines oder zwei sind in jedem Akte, so ist auch die ganze Oper gut. Nach diesem Sisteme arbeiten auch die modernen Tonsetzer, sie vertheilen fünf oder sechs glückliche Ideen mit weiser Sparsamkeit in die einzelnen Akte, in keinen zu viel, in keinen zu wenig, um das rechte Verhältniß herzustellen, und diese »Glanzpunkte« müssen dann für die ganze Oper ausreichen. In italienischen Theatern herrscht auch deshalb die sehr bequeme und kluge Sitte, eine Oper nur am ersten Abende ganz ruhig anzuhören und sich da einige Lieblingsstücke auszuscheiden, welche man dann auch für alle Folge beibehält, wärend sich bei allen übrigen Nummern das ganze Publikum mit Lachen und Schwätzen die Zeit vertreibt. Wir in Teutschland dagegen betreiben das Anhören einer Oper weit gewissenhafter, wir hören sie zwanzig Male Note für Note mit derselben Aufmerksamkeit, verlangen von jeder Nummer einen reelen Kunstgenuß, und da ist es denn freilich oft nicht zu verwundern, daß uns mitunter die Zeit, welche unsere glücklichen Nachbarn im Süden verscherzen und verplaudern, unerträglich langweilig wird. Dem italienischen Komponisten halten wir auch dies Alles recht gern zu Gute, nur gegen den teutschen sind wir so streng, denn dieser darf ja nicht alle sechs Wochen eine Oper fertig machen, und braucht deshalb nicht ängstlich zu sparen mit seinen Ideen. Zu verargen ist es

ihm aber denn doch nicht, wenn er, verleitet von den glänzenden Erfolgen fremder Meister, mehr oder minder auch ihre Weise sich anzueignen und auf dem Wege, den sie gebahnt, zur Berühmtheit zu gelangen sucht.

Uebrigens muß man dem Komponisten der »Johanna d'Arc« zugestehen, daß seine Tendenz eine höhere und edlere, und er mit der sorgsamen Treue und Gewissenhaftigkeit eines teutschen Tonsetzers überall auf eine der Wahrheit nahekommende Bezeichnung des dramatischen Ausdruckes bedacht gewesen, und dem gewöhnlichen Schlendrian gewisser moderner tragischer Opern aus dem Wege gegangen ist.

Weit mehr Einfluß scheint die neuromantische Schule Frankreichs auf die Conception seines Werkes ausgeübt zu haben, vielleicht mehr, als diesem, zwar auf französischem Grund und Boden geborenen, doch durch die Bearbeitung unseres grossen Dichters längst zu Teutschlands Eigenthume gewordenen Stoffe zuträglich gewesen sein mag. Ich habe mich seit jeher gegen die Tendenzen dieser sogenannten Romantik, wie sie in Frankreich in Musik, Poesie und Malerei getrieben wird, ausgesprochen, und mich nie mit dem von den Anhängern derselben vertheidigten Gedanken vereinigen können, daß durch sie eine Wiedergeburt der Musik herbeigeführt werden müsse, und bereits herbeigeführt worden sei. Mir erschien das Wesen der Kunst stets nur in einer poetischen Nachahmung der Natur, und gerade in diesen romantischen Opern, die stets ein ganzes Arsenal gewaltsamer, bizarrer, excentrischer Effekte auf die verblüffte Menge loslassen, habe ich, mit meinem beschränkten ästhetischen Verstande, mit meinem kleinlichen Sinne

für das Schöne, immer nur die verschrobenste Unnatürlichkeit wahrgenommen.

Indessen ist zu rühmen, daß in der »Johanna d'Arc« diesen Tendenzen nur ein sehr geringer Einfluß eingeräumt wurde, und daß sich derselbe mehr in der Aneignung der äußeren, auf Orchestereffekte sich beziehenden Form, als im inneren geistigen Baue des Werkes kund gab. Dieses Letztere würde auch schon der, in seinen Hauptzügen der großen altromantischen teutschen Tragödie sich anschließende, übrigens aber gut musikalisch behandelte Stoff nicht vertragen haben.

Der günstige Erfolg der Oper ist aber insbesondere auch noch deshalb von größerem Belange, weil es sich hier um das Werk eines in unserer Mitte lebenden Komponisten handelte, der nicht durch einen bereits erworbenen großen Ruf zu imponiren vermochte, und schon im Voraus die Meinung all derjenigen gegen sich hatte, die da nicht glauben können, daß irgend eine Oper, die ein Teutscher geschrieben, anzuhören sei. Leider muß man gestehen, daß seit einiger Zeit gar viel geschah, dieses traurige Vorurtheil zu bestärken, und daß jene »heimischen Talente,« welchen man jetzt so freudig und bereitwillig die Pforten dieses sonst nur fremden Göttern geweihten Musiktempels eröffnete, nichts zu Stande brachten, was nur irgend zu einer höheren Bedeutung sich erhoben hätte. Nach all diesen kaum halbgelungenen, meistentheils aber ganz mißlungenen Versuchen mit unseren »vaterländischen Opern«, hätte man es in der That der, wenn auch reich dotirten, doch auch durch einen enormen, früher nie erhörten Gagenetat

belasteten, Theaterunternehmung nicht verargen können, wenn sie der unfruchtbaren Mühe, etwas für das Emporbringen der neueren teutschen Oper zu thun, gänzlich entsagt, und sich um ihren Opernbedarf wieder ausschließend an das Ausland gewendet hätte. »Johanna d'Arc« ist von den seit den letzten Jahren auf Wiener Grund und Boden gewachsenen Opern die einzige, welche so ziemlich allgemein durchgriff, und so wenigstens den Beweis lieferte, daß auch noch ein hiesiger Komponist »was Rechtes« zu Stande bringen könne. Es erwächst daraus ein mehrfacher Gewinn, erstlich für die Sache selbst, deren Credit sich wieder befestiget, dann für alle jüngeren Komponisten, denen der Weg in die Oeffentlichkeit vom Neuen angebahnt wird, und endlich für das Publikum, welches sich indessen um eine hübsche und interessante Oper bereichert sieht. Alles faßt frischen Muth, neues Vertrauen, die Klage über den tiefen Verfall teutscher Opernmusik und über den Mangel kräftig aufstrebender Talente tritt wenigstens für den Augenblick in den Hintergrund, und man gibt der Hoffnung wieder Raum, daß doch einst ein großes Talent hervortreten und das Zauberwort aussprechen werde, welches der mißgestalteten Muse der Tonkunst alle ihre frühere Schönheit, Anmuth und Grazie wiedergibt! Wird er aber auch kommen, der längst ersehnte Befreier des armen, verlassenen, verbannten Königskindes? werden sie ihn beschützen, jene reizenden Feen: Melodie und Harmonie, und ihm die rechte Formel zuflüstern im Momente der Entscheidung? — — — — — — —

X.

Die Wiener Volksposse und Nestroy's »Talisman.«

Die Klage über den Verfall der einst so berühmten Wiener Volksposse ist schon seit geraumer Zeit ein stehender Artikel unserer Tagesblätter geworden. Es wird kaum irgend ein neues Stück der Art gegeben, welches nicht abermals bestätigte, wie gegründet und gerecht alle diese Klagen sind, und wenn man schon glaubt, das Schlimmste gesehen und glücklich einmal überstanden zu haben, so bringt gleich die nächste Woche wieder eine noch viel schlimmere, gehaltlosere, erbärmlichere Neuigkeit, so daß unsere armen Kritiker manchmal wirklich in Verlegenheit gerathen müssen, ob sie nicht dem früheren getadelten Dichter für jedes harte Wort, das sie ihm gesagt, förmlich Abbitte leisten sollen. Es herrscht hier unter denjenigen, welche sich mit der Verfassung von Lokalpossen beschäftigen, eine Rivalität, einander durch mißlungene Produkte zu überbieten, welche in ihrer Art wahrhaftig merkwürdig ist, und welcher sich sonst in keinem anderen Zweige der Literatur ein ähnliches Beispiel an die Seite stellen läßt.

Was aber ist die Ursache dieses Verfalles? Unser Volksleben hat sich ja doch nicht so geändert, es ist ja nicht so traurig, ernst und langweilig geworden, daß der Dichter um den Stoff verlegen sein müßte. Im Gegentheile, ich



möchte die Behauptung aufstellen, daß es kaum je eine günstigere Zeit für das Volksstück gegeben habe, als die unsrige, und daß — wenn es wahr ist, was man sagt, daß jede Zeit den Mann erzeuge, den sie braucht — auch in unserer Mitte baldigst ein Aristofanes aufstehen müsse, der die überreife Saat unserer gesellschaftlichen Thorheiten und Lächerlichkeiten mit der scharfen Sichel seines Witzes fällen wird. Um den Stoff seid ihr verlegen? ihr wollt Neues, Niedagewesenes ersinnen und müht euch darum ab, zwischen euren vier Pfählen, im Schweiße eures Angesichts? ihr schlagt in hundert Büchern nach um alte längst verschollene Witze? Welch ein lächerliches, verkehrtes Beginnen! Hinaus in's offne, buntbewegte Leben, es bietet euch Stoff in Ueberfluß. Erfaßt das Nächste, was euch umgibt, dichtet aus dem Volke heraus, und ihr werdet auch für das Volk dichten. Ihr sagt, es sei Alles erschöpft und ausgebeutet, und die »alten Dichter« hätten den jüngeren nichts mehr übrig gelassen? Ihr sagt, es gäbe keine komischen Charaktere mehr, die sich für die Bühne benützen ließen? Zu Hunderten wandeln sie vor euren Augen herum mit aller Gravität einer angebornen, unverwüstlichen Komik. Ihr dürft nur zugreifen. Was wollt ihr mehr? Da habt ihr ein Volk voll Heiterkeit, Frohsinn und Beweglichkeit, ein Volk voll Herz und Gemüth, gerne den Freuden der Gegenwart nachhängend, die Sorgen selbst mit einem Scherzworte hinwegscheuchend, dabei doch lebensklug und begabt mit warmer Empfänglichkeit für das Gute; ein Volk, dem der Humor zum Bedürfnisse geworden, das gleich selber über seine ei-

genen Thorheiten sich lustig macht und sich gewiß am wenigsten seine kleinen und großen Schwachheiten nachsieht, — und ihr seid um den Stoff verlegen? Ich will es euch glauben, daß ihr es seid, denn ich ließ mir einmal sagen, dem wahren Dichter werde jedes Stück Leben, das er berühre, zum Gedichte, — und ich weis ja, ihr seid keine Dichter.

Wenn nun aber die Ursache des tiefen Herunterkommens unserer Volksposse nicht in den veränderten Gesinnungen, Tendenzen und Zuständen des Volkes selbst zu suchen ist, so muß sie doch wol anderswo zu finden sein, und da bin ich nun auf ein Thema gerathen, über welches sich gar viel und mancherlei sagen ließe, was den dabei Betheiligten wol schwerlich angenehm sein dürfte.

Einem Uebelstande hat man in neuerer Zeit dadurch abzuhelfen gesucht, daß man wenigstens den Anfang machte, die für das Volkstheater arbeitenden Autoren in ihren Honorars-Verhältnissen etwas besser zu stellen, als es früher der Fall war, wo der »Ehrensold« oft so gering gewesen sein soll, daß es kaum der Mühe werth war, darüber zu quittiren. Man sagt freilich, der wahre Dichter denke nicht an derlei Kleinigkeiten und es dränge ihn, zu schreiben, aus innerem Berufe, gleichviel ob er etwas oder nichts für seine Mühe zu gewärtigen habe, — allein es wäre denn doch erst zu untersuchen, ob nicht selbst bei berufenen Talenten der niederschlagende Gedanke, für die Arbeit vieler Tage und Nächte einst nicht mehr, als zehn oder zwanzig Gulden zu bekommen, den Flug der Fantasie zu hemmen im



Stande sei. In dieser Hinsicht hat sich nun seit Kurzem die Sache allerdings besser gestaltet, und es dürfte zu erwarten sein, daß Manche, die es früher unter ihrer Würde gehalten hätten, um einen solchen Preis eine Feder anzurühren, ihr Talent diesem verkümmerten Zweige der dramatischen Poesie zuwenden werden.

Ein anderer Nachtheil für die Sache war daraus entstanden, daß so viele Schauspieler, ja selbst Schauspielerinen sich berufen glaubten, als Volksdichter aufzutreten. Gerade diese waren es, die mit einer in der That seltenen Ausdauer und Beharrlichkeit, nicht belehrt selbst durch die ungünstigsten Erfolge, dieses Geschäft betrieben, das Volkstheater mit einer Masse unsinniger Komödien bevölkerten, und auf diese Art, indem sie zugleich Cabale machten gegen jedes eingedrungene, nicht ihrer Kaste angehörende Talent und so dem Publikum auf alle Weise den Theaterbesuch verleideten, am allermeisten zum Ruine der Volkspoesie beitrugen. Da stoppelten sie sich aus alten verschollenen Komödien, die sie aus einem Winkel der Theaterbibliothek hervorzogen, aus alten Anekdoten-Kalendern und Postbücheln, aus den beim Harfenisten oder in Neulerchenfeld aufgelesenen Witzen ein Ding ohne Sinn und Verstand zusammen, welches sie eine Lokalposse nannten, oder ließen es sich auch anderswo um ein Paar Gulden schreiben, brachten einige Zweideutigkeiten und Zoten an, schrieben für sich und die ihnen näher befreundeten »Kunstgenossen« sogenannte dankbare Rollen, — und der dramatische Dichter war fertig. Wurden sie ausgezischt, so war es Cabale des Publikums, und tadelte man sie in den

Zeitungen, so machten sie von der Bühne herab Ausfälle auf die Rezensenten. Hatten sie aber gar das Glück, daß das Publikum, zufällig einmal nachsichtiger gestimmt, sie durchkommen ließ, dann war ihnen Niemand gleich in ihrem Stolze, und sie sahen schon im Geiste, wie die Namen Raimund und Nestroy vor dem Glanze ihres aufgehenden Sternes erbleichen mußten.

Raimund und Nestroy! Ich habe da zwei Namen genannt, die in der Geschichte unseres Volkstheaters ganz nahe neben einander zu stehen kommen, die — man kann sagen — gleichzeitig und mit allgemein durchgreifendem Erfolge wirkten in demselben Genre dramatischer Poesie, und doch so verschieden sind in der Wahl ihrer Mittel, in ihren Tendenzen, Maximen und Lebensansichten.

Raimund versetzte sich mit seinen Schöpfungen gerne in eine ideale Welt. Manche bittere Erfahrung seines eigenen Lebens und die ihm angeborne melancholische Stimmung seines Charakters, die ihn so Vieles in einem trüben Lichte erblicken ließ, machte, daß er mit dem Leben zerfiel, oder sich wenigstens einbildete, es zu sein. Da flüchtete er sich in den still-heimlichen Kreis der Mährchens, umgab sich mit Feen, Zauberern, Kobolden und allerlei luftigen Geistergesindel, und in ihrer Mitte, fern von dem Treiben der Menschen, fand er alle seine Heiterkeit und Laune wieder, und schaltete in diesem selbstgeschaffenen Reiche mit aller Macht und Herrlichkeit seiner glänzenden Fantasie. Er am allermeisten von allen Dichtern hat den duftigen Geist des Mährchens dramatisch wiederzugeben verstanden. Wir bewundern in seinen Werken ganz



jene glückliche Mischung von Ernst und Humor, jenen Schmuck durch Bilder und allegorische Erscheinungen, jene einfache und volksthümliche Moral, jene naiv-kindliche Gemüthlichkeit des Tones, welche dem Genre des Mährchens eigenthümlich sind.

Für Nestroy's Talent wäre das Mährchen nie ein dankbarer Boden gewesen. Es hätte ihm hiezu der Ton der Gemüthlichkeit gefehlt, auch würde das Mährchen diese Behandlungsart, dieses Glossiren und Parodiren der Situation nie vertragen haben. Die Sagen vom Rübezahl würden vielleicht noch am allerersten in Nestroy einen glücklichen Bearbeiter gefunden haben. Sein Talent neigt sich mehr dem Praktischen, als dem Idealen zu, die Allegorie ist ihm viel zu umständlich, das kindische Spiel mit Geistern und Gnomen zu unbequem. Er geißelt die Thorheiten der Zeit und der Mode mit den Waffen des schärfsten und eindringlichsten Witzes, und man kann überzeugt sein, daß seinem scharfen Auge nicht leicht irgend eine unserer großen und kleinen Schwächen entgehen wird. Raimund liebte es, eine Wahrheit mit thränendem Auge unter die lauschende Menge seiner Zuhörer zu werfen, Nestroy sagt uns, was er auf dem Herzen hat, mit lachendem Uebermuthe. Bei Beiden finden wir einen starken Zusatz von Ironie, doch war es bei Raimund die Ironie des Herzens, bei Nestroy ist es die Ironie des Verstandes. Deshalb that es uns oft weh, wenn uns Raimund unsere Thorheiten im Spiegelbilde zeigte, wärend wir bei Nestroy, wenn er uns auch die derbsten Wahrheiten sagt, gewiß die Ersten sind, welche darüber zu lachen anfangen.

Merkwürdig bleibt es indessen doch, daß zwei Talente von so verschiedenartiger, ja sich entgegengesetzter Richtung gleichzeitig in demselben Fache sich Bahn zu brechen vermochten, ohne sich gegenseitig zu beirren, oder ein Jeder für sich eine eigene Partei im Publikum zu bilden. Das Wirken des Einen ist geschlossen, er schied in dem Momente, als sein Ruhm in der höchsten Blüte stand, und was er uns ließ von seinen Werken, wird, — wenn wir es auch jetzt nicht mehr in dem Geiste sehen, wie damals, wo er selbst noch die Seele seiner fantasievollen Schöpfungen war, — uns gewiß noch lange Zeit eine liebe und theure Erinnerung bleiben. Der Andere wirkt fort mit rüstiger Thätigkeit, mit frischem Talente, und erfreut sich, als letzte und einzige Stütze der gesunkenen Volksbühne, einer überschwenglichen, und man kann wol auch sagen, verdienten Gunst des Publikums aller Klassen und Stände.

In neuester Zeit hat sein »Talisman« ein ungewöhnliches Aufsehen gemacht, und ist in der That auch ein ganz tüchtiges Stück, an dem ich nur das auszustellen finde, daß der Stoff nicht auf unserem Grund und Boden wurzelt, und daß die handelnden Personen dieser Posse nicht ursprünglich aus dem Leben unseres Volkes genommen, sondern demselben nur angepaßt sind, und doch ihrem innersten Charakter nach den französischen Ursprung nicht verläugnen können. Ich würde auf die Sache gewiß nicht so viel Gewicht legen, wenn ich nicht die volle Ueberzeugung in mir trüge, einestheils, daß Nestroy's Talent immerhin so reich sei, um aus sich selber schöpfen zu können, anderntheils aber auch, daß auf diesem Wege dem



Gedeihen einer selbstständigen Volkspoesie geradezu entgegen gearbeitet, und so nach und nach der letzte Schimmer von Originalität und Nationalität verschwinden werde. Schon sehen wir, wie unsere anderen Lokaldichter, verführt durch Nestroy's glänzende Erfolge, es sich bequem machen, und ein französisches Vaudeville um's andere, einen frivolen französischen Roman um den anderen in ein »Wiener Volksstück« umgießen. Der lokale Dialog allein macht aber noch kein lokales Drama, keine lokalen Situationen, keine lokalen Charactere. So entstehen diese Komödien, die nicht teutsch sind und nicht französisch, die weder für unsere Gesinnungen, noch für unsere Zustände passen, und die am Ende noch das Restchen Leben, welches unsere Volksbühne bewahrt, vollends ersticken werden. Es wird indessen gewiß Viele geben, die meinen, daß wir Aesthetiker in unserem Eifer für die Sache doch etwas zu weit gehen, und daß wir es strenger nehmen, als gerade nöthig sei. Sie mögen Recht haben, wenn sie das Lokalstück nur als einen Gegenstand der Unterhaltung für alle Klassen des Volkes betrachten, und von höheren kritischen Anforderungen dabei gänzlich abstrahiren, und wenn sie sich dann zum Belege für ihre Behauptung auf Nestroy's »Talisman« berufen, so bin ich gewiß auch der Erste, der in Alles, was sie nur zum Lobe dieser Posse anführen wollen, vom ganzen Herzen und aus voller Ueberzeugung mit einstimmt, denn seit Jahren ist kein komisches Drama erschienen, welches einen solchen Reichthum des köstlichsten und treffendsten Witzes, eine solche Masse zeitgemäßer satyrischer Einfälle und gesunder Lebensansichten in sich faßte,

als dieser »Talisman.« Ein einmaliges Anhören reicht nicht hin, alle die launigen und oft sehr geistreichen Beziehungen dieses meisterlichen Dialogs aufzufassen. Zwanzig sogenannte gute Lokalpossen könnte man reichlich damit versorgen. In der Kunst des Dialogs steht Nestroy einzig und unübertroffen da, und wer daran hätte zweifeln wollen, den verweisen wir auf eine anderwärts erschienene gänzlich verunglückte Bearbeitung desselben Sujets, und er vergleiche damit, was Nestroy daraus geschaffen hat. Ueber das Sujet will ich mich nicht weiter in eine Erörterung einlassen. Es geht wol eine Art Tendenz daraus hervor, doch ist hiebei in der Bekämpfung des Vorurtheils, welchem die ganze Komödie ihr Entstehen zu danken hat, die dramatische Gerechtigkeit nicht konsequent gehandhabt, denn zur »Ehrenrettung der rothen Haare« ist doch eigentlich nichts geschehen.

X.

Holtei in Wien.

Skizze von Emanuel Straube.

Es sind nun ungefähr sechs Jahre, seit Holtei zum ersten Male unsere Kaiserstadt besuchte und gewiß wird er nicht Ursache haben, über den Empfang zu klagen, welcher ihm damals und nun bei seiner Wiederkehr zu Theile geworden ist. Als Dichter und Mensch, als Darsteller und Vorleser hat er an Beweisen der Theilnahme ein reichlich Theil empfangen, so reichlich, daß eine kritische Erörterung seines Strebens und seines dichterischen Wirkens gewiß Vielen willkommen sein dürfte. Ich habe nicht den Vortheil, Holtei anders als obenhin zu kennen, wie man sich eben kennt, wenn man in gesellschaftlichen Kreisen oder an öffentlichen Orten in allgemeinen Formen sich berührt, sich irgend ein Paar Worte sagt, und — vielleicht nie wieder in gleiche Lage kommt; ich kann mich also wol füglich als unparteiisch betrachten und diesen Zeilen wenigstens die Eigenschaft der Unbefangenheit vindiziren.

In den urältesten Zeiten schon gab es Individuen, die von Stadt zu Stadt, von Land zu Land fuhren, um die Eingebungen, welche ihnen entweder der von den Erlebnissen des Tages vollgesättigte Geist oder die Ahnung eines höheren Bedürfnisses zuflüsterten, mit beredter, feuriger Zunge auszutönen in Hymnen, Schlachtgesängen, oder in Vorverkündigungen dessen, was da kommen sollte. Dies

geschah in dem Kindesalter der Poesie, wo sie, gleich jedem Kindesalter, in bewußtloser Bewußtheit ihrer Mission am nächsten kam, indem sie zuvörderst eine Vermittlerin zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe ward, d. h. indem sie der Gottesverehrung, welche instinktmäßig in dem Menschen wohnte, die Worte lieh, in welchen die Dankbarkeit beglückter Wesen den Beglücker pries; denn alle Poesie, so scheint es mir, ging ja aus dem Danke hervor.

Späterhin, als das Menschengeschlecht zur Mannheit gelangte, nämlich zu jenem Bewußtsein der eigenen Kraft, welches gern über jugendliche Erinnerungen hohnlächelt und sich in trotzigem Uebermuthe vermißt, nichts mehr mit den kleinen Schwachheiten der ersteren Jahre gemein haben zu wollen, da sagten sich die Menschen mehr und mehr von der Dichtung los, von ihr, deren reiner Kindessinn immer an Traditionen hält, und sie zog sich, wie eine Schnecke, in ihr Haus zurück und saß, als eine verzauberte Prinzessin, auf ödem Schlosse, des Ritters harrend, der sie erlösen würde. Ueber die Welt aber zogen wilde Mächte hin und es herrschte der Krieg über sie, und der fromme, oft mißbrauchte Glaube, und die Stubengelehrsamkeit und die Vergnügensſucht, und zuletzt kam das Geld mit seinen knochendürren Verbündeten: der Industrie und dem Dampfe, und Keinem fiel mehr die alte Ueberlieferung von der verzauberten Dame ein, welche noch immer des Paladins wartete, um sie aus dem verfallenden Gemäuer wieder heraus zu führen in's frische duftige Leben.

Aber nein, ich habe zuviel gesagt, indem ich annahm, Niemand sei mehr der unglücklichen Dame, Poesie, ein-



gedenk geblieben; es ging ihr, wie es der Sage geht, die verklungenen Altern angehört und nur in stillen, schweigsamen, nachdenklichen Gemüthern fortlebt, sich von Mund zu Munde verpflanzt und die Jahrhunderte überdauert, in deren unersättlichem Schlunde Helden und Eroberungen, Siege und Trophäen, Piramiden und Colosse verschwinden, als wären sie gar nie da gewesen. Dichtung, die Himmelstochter, schlang sich als Lorbeer um die Schläfe der Heroen, stieg als Monument auf den Wahlstätten empor, hauchte in die Posaunen des Triumphmarsches, rankte sich als Epheu um Monumente, sang Psalmen mit dem bußfertigen Waller, spann eine duftende Geißblatt-Laube um das niedrige Stüblein des Pedanten, tönte mit Aeolsharfenklang die Freude des Glücklichen nach, und ließ sich selbst durch den Cerberuskopf der bellenden Mammons-Periode nicht abschrecken von ihrem Pilgerzuge in das Land des schönen Ideals. Ja, sie lebt noch, die himmlische Poesie, und wird leben, so lange die Welt noch in ihren Angeln kreist; und so lange sie nicht erschlagen ist von den Keulenhieben der Rohheit und der Verfinsterungswuth, so lange wird es noch Ehre und Liebe, und Gottesglauben und Pflichttreue, und Glück und Tugend, so lange wird es noch Menschen und unter diesen auch Kämpen für ihr Panier geben; Nichts ist verloren, so lange die Poesie nicht verloren ist; ihren Tod aber wird die Menschheit nicht überleben!

Von diesen allgemeinen Ansichten geh' ich auf Holtei über, welchen ich für einen jener standhaften Ritter der Dame Poesie halte.

Holtei's Tendenz scheint mir zuvörderst zu sein: die Stellung der Poesie und des Poeten zu popularisiren, d. i. die Schranke abzubrechen, welche zwischen der Kunst und dem Publikum aufgerichtet ist, beide Theile sich näher zu rücken und zu befreunden, den idealen Zustand der Realität mundgerechter, faßlicher zu machen, und das Zerwürfniß zwischen Künstler und Welt ein für allemale zu sühnen, indem man der letzteren freie Einsicht in die, im Gemüthe des Ersteren verhandelten Akten gewährt und sich ihrem schiedsrichterlichen Urtheile mit jenem rückhaltlosen Vertrauen überantwortet, welches am sichersten zum Befreunden führt. Es fragt sich nun: ob Holtei in der Wahl des hiefür einzuschlagenden, gewiß sehr dankbaren Weges glücklich gewesen oder nicht?

Ich will dies aus seinen Dichtungen zu beantworten suchen, in so fern mir diese bekannt geworden sind.

Ein Zerrissener ist vorzugsweise der Held, dessen Seelenzustände Holtei sich zur Aufgabe seiner Schilderungen gemacht hat; im »Lorbeerbaum und Bettelstab« ist es ein Poet, welcher durch Mißkennen seines Talentes zum Zerwürfnisse mit sich selbst, zum Welthasse gedieh; im »Shakespeare« gährt eine ähnliche Hefe von dem Genius eines Unsterblichen ab, so wie am Ende die Marotte des »dummen Peter« auch nur aus Mißtrauen auf die Rechtlichkeit der Verwandten hervorgeht und selbst in den neuesten Producten Holtei's sich diese Erscheinung mit wenigen Modificationen wiederholt: in der »Perlenschnur« ist Hansjörge wegen seiner körperlichen Häßlichkeit, im »Erich« der Geizhals aus Schuldbewußtsein mit sich zerfallen und man



könnte ohne große Schwierigkeit Pendants zu den genannten »Schmerzlern« selbst aus den kleineren Piecen anführen, wie denn, beim Lichte besehen, selbst der treffliche Bonjour in den »Wienern in Paris« ziemlich stark in des Dichters Lieblingsfarbe hinüberschillert; wenigstens sieht man fast immer Spuren des großen Risses, welcher des Dichters ganzes Wesen spaltet und selbst durch die heiteren Tonpartien zittert bisweilen ein Nachhall, welcher an den Aufschrei einer zum Tode verwundeten Brust erinnert.

Es gab eine Sentimentalitäts-Periode, welche auch unserem teutschen Vaterlande nicht erspart geblieben ist, und wo, noch aus den Siegwarts- und Werthers-Tagen herüber, eine blasse, abgefallene Wange, ein schwimmender Blick, eine versunkene Haltung, ein thränenseliger Jammerton, beinebst etwas Nachlässigkeit in der äußeren Erscheinung, genügten, um ein Individuum interessant, um es zum Günstling, zum »Löwen« der Gesellschaft zu erheben; diese Zeit ist Gottlob vorüber und man fühlt nun, unter dem Einflusse der mächtigen Erlebnisse unserer Tage, daß, so wie das Herz den Denker, die Kraft den Poeten mache; man erinnert sich, daß alle hervorragenden Dichter durch energische Fülle imponirten und daß, wenn sie auch bisweilen, in vorübergehenden Intervallen, von schwindsüchtigen Grillen geplagt wurden, dies eben nichts Anderes war, als etwa ein Versuch in anderem Genre, oder Ausbruch von Mißstimmung, oder vielleicht auch eben nur eine Grille; eine »Weihe der Unkraft« ist daraus nicht abzuleiten. Kurz: es steht dem Dichter nichts so gut an, als Tartsch und Helm, der gepanzerte Gedanke, das mannhafte Ge-

fühl und das geharnischte Wort; ewig nur die Preßhaftigkeit der Poeten im Munde führen, heißt dem Publikum mehr zumuthen, als es bei aller Theilnahme an den persönlichen Trübsalen und Heimsuchungen eines Tüchtigen, zuzugestehen erbötig sein dürfte, und könnte leicht dahin führen, daß ein excentrischer Kopf sich einmal so weit verirrte, des Dichters Frühstück-Semmel und Vesperfasten, ja wol gar des Dichters Katarrh- und Hämorrhoidal-Beschwerden zu singen.

Und, die Hand auf's Herz, geht es denn dem Dichter wirklich gar so übel? — Wir haben zwar in Teutschland keineswegs die goldenen Honorars-Regen, womit Theaterdirectionen und Verleger sich in den Schoos der Poesie einschmuggeln, wie z. B. in Frankreich, allein echte und fruchtbare Talente finden immer »de quoi faire bouillir la marmite,« vorausgesetzt, daß sie nicht durch starres Absondern oder widerwillige Schroffheit sich einen exceptionellen Zustand bereiten, welchem am Ende der grundgütige Gott selbst nicht abzuhelfen vermöchte. Die Zal der Schriftsteller und Journalisten, welche in Teutschland, blos von dem Ertrage ihrer Feder, mitunter ganz comfortable, leben, dürfte schwer nachzurechnen sein, und wenn einst wirklich »Poet und Hungerleider« eins und dasselbe war, so hat doch dies längst schon aufgehört, mehr zu sein, und eine unerfreuliche Wahrheit aufzufrischen, dürfte weder zweckmäßig sein, noch bringt es irgend eine Wirkung hervor; höchstens fordert es die Bonmots der Spötter oder das fruchtlose Mitleid empfindelnder Thränenheldinen hervor, die des Mannes und des Dichters in gleichem Maße unwürdig sind.



Der nasse Weg ist ein schnellfördernder, aber ein sicherer ist er nicht; das Wasser hat keine Balken und die Thränendrüsen sind nicht unerschöpflich; der Arme, dessen Siechthum nicht mehr Rettung zuläßt, gehört in's Versorgungshaus; dem Starken aber, welcher am Wege steht und weinerliche Gesichter schneidet, ruft man am vernünftigsten zu: »Arbeite und verdiene dir deinen Lebensunterhalt! Prüfe deine Kraft an Thaten; laß das Winseln den Zierpuppen und Schwächlingen! Willst du ein Dichter sein, so erhebe uns den Blick und das Aug' und das Herz zum Heiligsten, zum Höchsten, mach' uns die Brust schwellen von Thatendurst im Guten, eröffne unser Ohr den Harmonien der Himmel; die Welt hat des Elendes vollauf, das sein eigener Herold ist, um der Jeremiaden aus dem Munde ihrer Begeisterten entrathen zu können!«

Dies, glaub' ich, sind naheliegende Beweisgründe, gegen welche die Weltschmerzler und Zerrissenen wenig Erhebliches einzuwenden haben dürften, und so kann ich denn in meinem Inneren nicht anders als den Weg nicht billigen, auf welchem Holtei seinen Effecten zustrebt; Thränen sind Schwäche, Schwäche aber ist Krankheit und einem kranken Organismus ist weder ein gesunder, kräftiger Gedanke, noch ein wackeres Empfinden erreichbar; blitzt bisweilen ein Schimmer echten Lebens in ihm auf, so ist dies kein nachhaltiger, wahrer Aufschwung, sondern ein nervöses Zucken, ein galvanischer Krampf, durch welchen die erlöschende Kraft einen Augenblick emporgestachelt wird, um dann in noch tiefere Lethargie zurück zu sinken. Von daher kommen wol auch die fast bis zur Karrikatur gestei-

gerten Effecte in den neuesten Stücken Holtei's und wenn er nicht wieder zu der höheren, gesunden Tendenz zurückkehrt, welche seinen »Shakespeare« durchgeistigt, möchte leicht seiner poetischen Existenz jene weitere Zukunft untergraben sein, auf welche zu aspiriren sein großes Talent berufen ist. Kein Posaunen-erbötiger Lobredner, keine Gevatterschaften und Encyclopädie-Artikel, keine Protection und kein Antecedens von Verdienst hält eine absteigende Größe auf, denn standhafte Tüchtigkeit ist der einzige Gönner, dessen Autorität von der öffentlichen Meinung respectirt werden kann. Darum weg mit dem Heraclits-Gesichte des Grämlings und Unglücks-Profeten, die dem wackeren, gesunden Geiste nur angekränkelt ist! Heraus an den Busen der Natur, welche Arzneien für jeglichen Schmerz, Balsam für alle Wunden bietet! Soll die Würde und Weihe der Dichtersendung gerettet werden, das Leben von der schöneren Seite angeschaut! der Dichter soll sein ein Arzt, welcher heilt, nicht kränker macht; er soll sein ein Priester des socialen Ritus, welcher die Gesellschaft zur Erkenntniß ihres wahren Heiles führt; er soll sein ein Apostel, mit feuriger Beredsamkeit die Lehre vom Ewigen und Heiligen zu verkünden in allen Zonen; er soll sein ein Heiland für die Menschen, der, selbst wenn er für sie blutet auf Golgatha, dennoch ihr Vorbild, ihr Erretter, ihr Hort und Segenspender bleibt! Er gehe immerhin den Weg des Kreuzes, wenn nur dadurch der Leidenskelch an seinen Brüdern vorübergeht!

Holtei hat in Wien ein schönes Ziel erstrebt: er ist bei Jung und Alt, bei Hoch und Niedrig, im Salon und



auf der Bühne gewürdigt, er ist populär geworden; in der Schläfrigkeit unseres Vorstadt-Drama's hat er eine wohlthätige Reaction hervorgerufen, er hat der Kunst der dramatischen Vorlesung eine Bahn eröffnet, er hat dazu gethan, Publikum und Poesie sich näher zu rücken, er hat die Dichtkunst gleichsam persönlich auf dem Theater eingebürgert, er hat den Geschmack an psychologischer Detail-Malerei wieder aufgefrischt, er hat durch sein Beispiel gewiß manches strebsame Gemüth beruhigt und gestählt; — er hat viel Gutes gestiftet und angeregt; hiefür sei ihm anmit warmer Dank gezollt und der Wunsch geleite ihn durch sein ferneres Wirken: daß er überall ein gleich empfängliches Publikum, ein gleiches Verständniß seines Wollens, ein gleiches Entgegenkommen für seine Tendenz finden möge und daß er jenes Zerfallensein, jene kranke Intuizion abstreife, in denen sein wahres, dichterisches Gemüth gefesselt erscheint, wie die Psyche im ungestalten Hause der Nymfe, das sie von sich streifen muß, um sich auf goldigen Flügeln bewegen zu können, allen Beschauern zur Freude.

Geht einst, wenn die modernen Simpathien beschwichtigt worden, eine allgemeine Schilderhebung für Dame Poesie über Teutschland, um ihr, der vom Zauberschlafe Erwachten, ihr ewiges, unvergängliches Reich wieder zu erobern, dann wird der Name Holtei, als der Name eines ihrer Verfechter, mit Ehren genannt und im goldenen Buche der treuen Paladine dankbar verzeichnet werden! In Wien wird sein Name steter Achtung versichert sein.

Flüchtige Bilder aus dem Alltagsleben.

Von K . . . . r.

1.

Die Spätlinge.

Es gibt Menschen, die durch eine ungünstige Verkettung der Umstände beinahe überall zu spät und dadurch in Nachtheil kommen; es gibt aber auch solche, die aus lauter Saumseligkeit, oder geflissentlich, um sich bemerkbar zu machen, oder aus einem anderen Grunde zu spät kommen, und eine wahre Plage der Gesellschaft sind. Zu dieser letzteren Sorte gehören auch die Spätlinge im Theater, die bekannten Freunde aller Opernbesucher und Musikenthusiasten. —

Die Ouverture hat begonnen: Alles ist mäuschenstille, man lauscht mit angehaltenem Athem den Tönen der Musik, wagt kaum, sich zu rühren, nicht ein leises Wort zu seinem Nachbar zu flüstern, unterdrückt jeden Reiz zum Nießen oder Husten, um nur ja nicht das geringste Geräusch zu machen — da knarrt die Eingangsthüre und hereindrängt sich eine ganze Familie von Spätlingen. »O weh! da ist schon Alles voll, wo werden wir einen Platz finden? Geh', lieber Vater, schau' dich ein wenig um.« Dieser, folgsam dem Geheiß, macht sich sofort auf die Entdeckungsreise, rennt hin und her, fragt überall um, mustert, wo

eine Lücke sich zeigt, mit prüfendem Blicke, für wie Viele da Raum sein könnte: endlich hat er einen ihm tauglich scheinenden Ort der Niederlassung gefunden, und holt nun seine lieben Angehörigen dahin. Damit ist aber noch nicht Alles vorüber; denn die Eine meint, sie sehe da vor der Säule nichts, der Zweiten ist ihr Nachbar nicht recht, und die Dritte glaubt, dort drüben wäre es weit besser zu sitzen. Bis sich nun dieses Alles im Wege der väterlichen Erklärung und Zurede beschwichtiget und ausgleicht, dazu braucht es eine geraume Weile und ein guter Theil der Musik ist einem verloren gegangen.

Kaum hat man diese Störung und den Aerger darüber überwunden, und kaum gibt man sich wieder mit ganzer Seele der Macht der Töne hin, — paff, knarrt abermals die Thüre, um einen Mann und seine Frau hereinzulassen. »Wo wird er sitzen?« sagt er. »Ich glaube ihn dort in der Rotunde zu sehen,« erwiedert sie und ruft zugleich: »Carl!« Ein allgemeines »Pst! Pst!« folgt, allein der Ruf »Carl« ertönt nochmals und da taucht der Gesuchte auf der ersten Bank empor, winkt zurück mit den Worten: »Kommen Sie da herein, meine Gnädige,« und bittet zugleich die Nachbarn, ein wenig Platz zu machen, und nun winden sich Beide mühsam zum Hausfreunde durch und nehmen die von ihm im Schweiße seines Angesichtes behaupteten Sitze ein. Die Gnädige findet nun, daß es ungemein heiß sei und daß sie ihr Shawl und Hut genire; beides wird den Garderobier übergeben, das Billet zurückgebracht, — und so wäre denn auch dieses unruhige Intermezzo überstanden. —

Unterdessen sind die Ouverture und die ersten Arien

vorüber, und eben hat eine Hauptarie begonnen, und Alles ist entzückt über den seelenvollen Gesang, als — sich die verhängnißvolle Thüre wieder öffnet und ein Paar Spätlinge der fatalsten Art eintreten — Sperrsitzinhaber. »Sperrsitz rechts,« »Sperrsitz links;« darauf wieder eine allgemeine Mahnung zur Ruhe, und wer nun da weis, welche Hindernisse bei einem vollen Hause zu überwinden seien, um zu solchen Sitzen zu gelangen, der wird leicht ermessen, daß es dabei nicht ganz lautlos und nicht ohne vielfache Unbequemlichkeit für die Umstehenden und Umsitzenden abgehen könne. Die Ankömmlinge versuchen, an dieser oder jener Stelle durchzudringen; endlich wird nach vielem Kampfe eine Bresche gemacht und sie stürzen nun über die vordere Reihe der Zuschauer hinweg in ihre Sitze hinein, selbst zerquält und zermartert.

Wärend nun solche Scenen rechts und links, vorne und rückwärts sich begeben, ist es da möglich, daß man den Gesang, besonders in den leiseren Tönen, gehörig vernehme? kann man da von der Musik, welche in ihren wunderbaren Wirkungen auf das menschliche Gemüth vom geringsten störenden Einfluße gehemmt wird, ergriffen, erhoben, begeistert werden? Gewiß nicht; der reine, volle Genuß eines Tonstückes ist dadurch verdorben. Und man denke nicht, daß jetzt Alles vorüber sei und daß nun nach diesem Lärmen und Gepolter friedliche Stille eintreten werde; o nein! fort und fort bis zum Schluße des Stückes erscheinen die Nachzügler, jeder mit einer eigenthümlichen Art des Geräusches und der Unruhe; denn der trippelt hin und her, ein Anderer tritt auf, daß der Boden erdröhnt und ein



Dritter schlägt die Thüre zu. Selbst nach geendigter Vorstellung kommen einem beim Fortgehen noch welche entgegen, die fragen, ob das Theater schon aus sei, und sich dann wundern und ärgern, daß sie zu spät gekommen sind.

2.

Eine Spielpartie.

Ich war unlängst zu einer Abendgesellschaft geladen. Obwol gewöhnlich solche Einladungen ablehnend, sagte ich doch dieses Mal gerne zu, denn ich wußte, daß die Tochter des Hauses und ihre Freundinen liebliche Mädchen seien, und dem Zauber weiblicher Schönheit und Grazie weiche ich nie aus.

Ich fand mich also zur bestimmten Stunde ein, die Gesellschaft war bereits in die verschiedenen Gruppen der Unterhaltung vertheilt, jedoch vermißte ich den Strahl der holden Sterne, welche mich eigentlich hieher gezogen hatten. So kam ich auch in's Spielzimmer und — da saßen die vier jugendlichen Gestalten um einen Tisch im Kartenspiele vertieft. Ich stand verblüfft; kaum erwiederten die Spielerinen meinen Gruß, und, ohne sich stören zu lassen, setzten sie eifrig ihre edle Beschäftigung fort. Ich zog mich zurück und mißmuthig verließ ich bald unter einem schicklichen Vorwande die Gesellschaft. Das Bild der vier Mädchen mit den Karten in der Hand wich nicht aus meinem Kopfe; das warnende: »Weihe die Zeit nicht dem Spiele gebildeter Blätter« deklamirte ich vor mich hin und ich glaube, noch im Traume den Spielerinen diese Worte allen Ernstes zugerufen zu haben.

Wie könnt ihr Mädchen, Verschönerinen des Daseins, die ihr jeden geselligen Kreis mit eurer Anmuth und eurem Liebreize schmücken sollt, eure Gegenwart uns entziehen und euch an den Spieltisch, den Aufenthalt des kalten berechnenden Verstandes, fesseln? Wie könnt ihr den Glanz eurer Augen, statt uns damit zu erfreuen, auf leblose Kartenfiguren und Spielmarken heften? wie eure rosigen Lippen, welche nur für Worte der Liebe und Sanftmuth die Schwelle sein sollten, nur darum öffnen, um Gewinnste und Verluste zusammenzurechnen, und über ein Versehen oder einen Fehler zu greinen? Wie kommt es euch zu, Stiche zu machen, euch, die ihr jede Wunde des Lebens heilen sollt? Nein, nein: das Kartenspiel ist nicht für euch; wärend ihr hier vielleicht eine Partie gewinnt, verliert ihr eine andere für's ganze Leben. Darum legt eilig die verderblichen Blätter aus der Hand: denn ihr sollt nie lernen, mit — Herzen zu spielen.

3.

Die Platzhälter.

Wie häufig hört man beim Fortgehen aus dem Theater die lamentable Aeußerung: »Keine Handlung! keine Handlung!« und wie ungerecht ist diese! Wird in unsern Theatern nicht genug gehandelt? Sind sie nicht wahre Kaufhäuser geworden? Man gehe noch so frühe in die Oper oder in's Schauspiel, so sind die vordersten besten Plätze in den Gallerien bereits besetzt, von einem, größtentheils weiblichen Publikum, welches man überall eher zu finden hoffte, als in den Tempeln der Kunst. Wärend man nun

nach einem leeren Plätzchen, wie der Matrose nach Land, spähet und alle Räume nach einem solchen Eilande durchforschet, zupft einen die oder jene glückliche Besitzerin und spricht: »Schaffen's 'an Platz? zalen's mir 'an Zwanz'-ger.« Da man nun die Aussicht hat, sich mit einem höchst unbequemen Sitze begnügen oder wol gar das ganze Stück hindurch stehen zu müssen, so steht man lieber gleich jetzt nicht lange an und schließt den Kaufkontrakt ab. Auf diese Art geht der Handel bis zum Beginne der Vorstellung fort, die Handelsleute ziehen dann in Scharen von dannen, mit dem sicheren Gewinne im Sacke, und in so fern freilich oft besser daran, als der Käufer, wenn er nach einigen Stunden mit Zeit- und Geldverluste ihnen nachfolgt. Nicht so leicht kommt man übrigens weg bei einer neuen oder überhaupt einer sehr beliebten Vorstellung. Denn da die Preise aller Waare sich nach Anbot und Nachfrage feststellen, so richtet sich auch dieser kleine Theil des großen Welthandels, dessen Sitz die Theater sind, darnach, und es ist daher natürlich, daß man bei größerem Andrange des Publikums für einen Platz das Zwei-, Drei-, Vierfache oder noch mehr, gegen sonst, bezalen muß. Und ist es vielleicht schon mehrere Abende vorher flau gegangen, so ist nun an einem solchen Abende der lebhafteste Verkehr und Umsatz, oder besser Umsitz, denn jeder wünscht ein Plätzchen, die Verkäufer halten mit ihrer Ware zurück, Einer überbietet den Anderen und es ereignen sich vor dem Anfange des Stückes oft Auftritte, welche zu denen auf der Bühne im wunderlichsten Contraste stehen. Hat man sich nun auf den theuer erworbenen Platz niedergelassen, ist es da nicht

leicht begreiflich, daß einem der Gedanke kommt: »Wie wäre diesem Unfuge, der besonders dem Fremden eine höchst üble Meinung von der hier herrschenden Theaterordnung beibringen und ihm lästig fallen muß, zu steuern?«

Es läßt sich nun freilich nichts gegen den Spekulationsgeist des Einzelnen ausrichten, der sich immer darauf berufen wird und kann, er könne mit seinem bezalten Platze machen, was ihm beliebe, und wenn er vor dem Anfange der Vorstellung das Theater verlasse, auch sein bezaltes Leggeld wieder zurückverlangen. Dieser wird immer das Recht auf seiner Seite haben, oder doch wenigstens den Schein des Rechts, was oft synonym ist; — aber gegen diejenige Sorte der »Platzhälter« sollte man einschreiten, die ihre Plätze nicht bezalt, sondern den Einlaß durch die Protektion des Billeteurs eigends zum Betriebe ihres Schachers, von dessen Gewinne sie allenfalls auch Percente entrichten, erhalten haben, die häufig sogar zur Familie des Billeteurs gehören, die, noch bevor das Theater geöffnet wird, die besten Plätze besetzen, diese dann an die ersten, über die bereits vollen Bänke sich nicht genug verwundern könnenden Ankömmlinge verkaufen, gleich darauf hinter diesen ihre Lagerplätze aufschlagen, und so immer weiter Bank für Bank zurückweichen, bis sie endlich auch das letzte übrige Plätzchen an Mann gebracht haben.

Dieser Unfug verdient eine ernste und strenge Rüge, und es sollte mich freuen, wenn ich durch diese Zeilen den Theaterdirektionen, die gewiß keine Kenntniß davon haben, zur Abstellung desselben Veranlassung gegeben hätte.


Stanford University Libraries
3 6105 013 815 217

